chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Adelbert-von-Chamisso-Preis 2016

Oktober 2016 – Nr. 15

Robert Bosch Stiftung

:: Marica Bodrožić – Grenzgängerin im Wort

:: Familie Chamisso auf der Flucht

:: Olga Martynova über die russische Sprache

Die Mitarbeiter dieser *Chamisso*-Ausgabe

:: **Michael Bienert**, Jahrgang 1964, lebt und arbeitet in Berlin als Journalist, Buchautor und Stadtführer. Er ist Erfinder und Redakteur des Chamisso-Forums, einer seit 2010 aktiven Internetplattform für den Austausch über den Dichter und Naturforscher (www.chamisso-forum.blogspot.de), Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Chamisso-Digitalisierungsprojekts der Berliner Staatsbibliothek. Seit Frühjahr 2013 leitet Michael Bienert auch Stadtführungen zu Adelbert von Chamisso in Berlin, parallel werden ein Chamisso-Stadtplan und eine Weltkarte entstehen. Weiteres unter www.text-der-stadt.de.

:: **Volker Braun** wurde 1939 in Dresden geboren. Nach dem Abitur arbeitete er zunächst in einer Druckerei und im Tiefbau, studierte dann Philosophie in Leipzig und wurde 1966 Dramaturg am Berliner Ensemble. Nach einigen Jahren am Deutschen Theater Berlin arbeitete er von 1977 bis 1990 erneut am Berliner Ensemble. Bekannt wurde er mit einer Reihe von Theaterstücken (*Die Übergangsgesellschaft*), Gedicht- und Prosabänden, die in der DDR im Henschelverlag, in der BRD bei Suhrkamp erschienen. Volker Braun erhielt 1999/2000 die Brüder-Grimm-Professur an der Gesamtschule Kassel und zahlreiche Preise, unter anderen den Büchner-Preis im Jahr 2000 und den ver.di-Literaturpreis 2007.

:: **Karl Esselborn** war nach seiner Promotion in Neuer deutscher Literatur an der FU Berlin professeur assistant an der Université de Montréal. Seit 1983 Lehrtätigkeit für DaF/Interkulturelle Germanistik an der LMU München und an den Universitäten Bamberg und Bayreuth. Von 1995 bis 2003 arbeitete er als Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises bei der Akademie der Schönen Künste, München. Seine Themenschwerpunkte sind deutsche Gegenwartsliteratur, Literatur der Interkulturalität (Migrationsliteratur, Reiseliteratur usw.) und interkulturelle Literaturdidaktik.

:: **Rüdiger Görner**, Jahrgang 1957, lehrt als Professor für Neuere deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft und Gründungsdirektor des Centre for Anglo-German Cultural Relations an der Queen Mary University of London (seit 2004). Er hatte Gastprofessuren u. a. an den Universitäten von Tokyo, Mainz, Heidelberg, Hannover, Köln, Wien und Salzburg inne und ist korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Zuletzt erschienen *Ästhetik der Wiederholung. Versuch über ein literarisches Formprinzip* (2015), der Roman *Nausikaa oder die gefrorenen Wellen* (2015) sowie *Hölderlin und die Folgen* (2016).

:: **Klaus Hübner**, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

:: **Olga Martynova**, geboren 1962 in Dudinka bei Krasnojarsk in Sibirien, aufgewachsen in Leningrad / St. Petersburg. Dort studierte sie russische Sprache und Literatur. Seit 1991 lebt sie mit ihrem Mann, dem Autor Oleg Jurjew, und ihrem Sohn Daniel in Frankfurt am Main. Sie schreibt Gedichte und Essays auf Russisch, Rezensionen und Prosa auf Deutsch. 2011 wurde sie für ihren Debütroman *Sogar Papageien überleben uns* mit dem Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis ausgezeichnet, 2012 erhielt sie den Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preis. Soeben erschien ihr Roman *Der Engelherd*.

:: **Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

:: **Ulrike Wörner**, geboren 1969, studierte Literaturwissenschaften, Germanistik und Politik in Stuttgart. Sie arbeitet als Geschäftsführerin des Friedrich-Bödeker-Kreises Baden-Württemberg und unterrichtet seit 1999 Literarisches Schreiben im In- und Ausland. Ihre erste Schreibwerkstatt in Hausach fand während des LeseLenzes 2001 statt, seitdem ist sie dort jedes Jahr und geht inzwischen als stellvertretende Festivalleiterin José F. A. Oliver zur Hand. Außerdem gehört sie zum Kuratoren-Team des Internationalen Literaturfestivals Sprachsalz in Österreich.

Impressum

Herausgegeben von der
Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion
Irene Ferchl, Frank W. Albers,
Julia Teek
Gestaltung
r² | röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg
Abbildungen/Fotos
Jürgen Bauer (25)
Michael Bienert (18)
Chamisso-Nachlass der Staatsbibliothek zu Berlin (16, 17, 18)
Getty Images/Jean-Claude Deutsch (27)
Yves Noir (1, 5, 6/7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 23)
Wikimedia/Jean Duplessi-Bertaux (15)
Dank
Museumscafé TOR EINS im Park am Gleisdreieck, Berlin
Parkmanagement Grün Berlin GmbH
Garten Burkhardt, Hausach
Harry Eggert, Stadthalle Hausach
Vera Kolbe

© 2016 bei den Autoren, Fotografen und dem Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

vor über 30 Jahren ist der Romanist Professor Harald Weinrich mit der Idee auf die Robert Bosch Stiftung zugekommen, einen Preis für Autoren zu stiften, die in die deutsche Kultur und Sprache »eingewandert« sind. Damals befand sich die sogenannte »Gastarbeiter-« oder »Migrationsliteratur« in einer Nische und hatte wenige Leser. Der Adelbert-von-Chamisso-Preis sollte sie stärker in den Blick der Öffentlichkeit rücken. Heute sind diese Autoren integraler Bestandteil der deutschsprachigen Literaturszene. Zugleich sind – unter anderem durch die Flüchtlingszuwanderung – neue gesellschaftliche Herausforderungen auf uns zugekommen. Deshalb glauben wir, dass jetzt der richtige Zeitpunkt ist, um neue Schwerpunkte in unserer Literaturförderung zu setzen. Der Chamisso-Preis war schon immer mehr als die jährliche Preisverleihung. Unterstützt durch eine umfassende Begleitförderung arbeiten Autoren an Schulen oder treten bei Festivals auf. Das wollen wir in Zukunft weiter ausbauen. Gemeinsam mit Partnern entwickeln wir ein neues Programm in der Tradition des Chamisso-Preises, das die Literatur-, Sprach- und Lesekompetenzen stärken soll, bei literaturferneren Gruppen, bei Kindern und Jugendlichen.

Den Preis vergeben wir 2017 letztmalig. Die Chamisso-Autoren werden schon lange für ihre literarischen Werke anerkannt. Sie benötigen keine besondere Auszeichnung mit dem Stempel »Eingewanderte« oder »Autoren mit besonderen Fremdheitserfahrungen«. Wir befürchten im Gegenteil, dass der Preis kontraproduktiv wird, wenn er die Abstammung von Autoren heraushebt, während diese im gesellschaftlichen Alltag und im Literaturbetrieb immer weniger eine Rolle spielt. Die Entscheidung haben wir uns dennoch nicht leicht gemacht. Die Preisverleihung war für uns ein wichtiger Höhepunkt im Jahr. Noch mehr genießen wir den intensiven Kontakt mit den ausgezeichneten Autoren, die uns immer wieder auch als Personen begeistern. Wir werden der »Chamisso-Familie« auch weiterhin eng verbunden bleiben.

Wunderbare Beispiele für die literarische Qualität der Preisträger finden Sie in diesem Heft. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen.

Ihre Ottilie Sälz

Leiterin des Themenbereichs Gesellschaft
Robert Bosch Stiftung

4 Die Grenzgängerin im Wort
Versuch über Marica Bodrožić
Von Rüdiger Görner

10 Sprache ist groß und die Welt lauert überall
Die Chamisso-Literatur beim Hausacher LeseLenz
Von Ulrike Wörner

14 Familie Chamisso auf der Flucht
Wie das Flüchtlingskind Adelbert von Chamisso sich in Deutschland aus der Tradition befreien konnte
Von Michael Bienert

19 Der Versuch, einen Spiegel zu spiegeln
Eine Liebeserklärung an die russische Sprache
Von Olga Martynova

22 Von Meridian zu Meridian
Für Adel Karasholi zum 80. Geburtstag
Von Volker Braun

24 Schriftstellerin, Dramatikerin, Schauspielerin, ...
Emine Sevgi Özdamar zum 70. Geburtstag
Von Karl Esselborn

16 Der Niemals-Mitläufer
Zum Gedenken an Imre Kertész (1929–2016)
Von Klaus Hübner

28 Viele Kulturen – eine Sprache
Die Preisträger von 2003–2016

30 Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern
Von Klaus Hübner

31 Neuerscheinungen, Auszeichnungen, Termine

Die Grenzgängerin im Wort

Versuch über Marica Bodrožić

Von Rüdiger Görner

Sich zubewegen auf ein Wort. Seine Buchstaben spüren, sein Aroma. Erproben, was es an Kadenzen mit anderen Worten bilden kann. Langsam lernen, in das Wort zu hören, seinen inneren Lautfall, auf die Stimme, mit der es geschrieben wurde. Den Satz, der dem Wort entwächst, als Brücke verstehen zwischen Stille und Schweigen. Besteht nicht jeder Text aus Variationen über Leitworte, über die ein jeder Satz verfügt, auch wenn er sich als Frage verkleidet?

Es gibt sie also, die Poetik der Sinne, zu der auch die Emanzipation des Fühlens gehört, so wie es sich im Werk der Marica Bodrožić vollzieht. Damit ist auch das Sprachgefühl gemeint, das hierbei wörtlich zu verstehen ist – als eine Sprache, die das Wort fühlen lässt und als Wörter, die von den Gefühlen der Sprache wissen und zeugen.

Doch auch das lehrt die Lektüre dieses Werkes: dass Sätze Grenzen sind, bestehend aus Worten, die ihrerseits Grenzerfahrungen gleichen oder ihnen entstammen, Grenzen, die mit jenen verwandt sind, die längs und quer durch den Balkan verlaufen, sich in der Herkunftsregion Marica Bodrožićs, Dalmatien, kreuzen, auflösen, neu formieren. Denn Grenzen sind starr und fluide.

»Heimat« freilich brauche sie keine, so die Autorin, denn sie habe ihr – in sich vielgestaltiges – Selbst. Wörter seien ihre »Weltdeuter«, meint Marica Bodrožić. Diese »Welt« kann jedoch auch aus »tonalen Abstufungen menschlicher Stimmen« bestehen, auch die Stimmen der Natur, jener der Vögel und das Heulen des Sturmwinds, der Bora, die sogar »die Luft entzwei« schlägt. Bodrožić spricht von der »Grenze zwischen Altem und Neuem«, einem Land, das die Bora nicht kennt, und jenem der Herkunft, in dem sie zeitweise alles beherrscht.

»Diese Fingerkuppen mit ihren Archiven aus Kindheiten, Wolken, Mutterküssen und Strandausflügen« …

Im Schaffen Marica Bodrožićs sehen sich ohnehin Grenzen verschiedener Art verinnerlicht. Sie selbst scheint in ihrem Schreiben die multiplen Grenzen des Balkan internalisiert zu haben, eine Erfahrung, die sie mit manchen ihrer Protagonisten teilt, wobei sich die konkrete Topografie dieser Grenzen auflöst, und diese Grenzen eine andere Wertigkeit gewinnen, die deutlicher den Persönlichkeitscharakter prägen. In ihrem Roman *Das Gedächtnis der Libellen* zum Beispiel erweist sich Ilja, der chamäleonhafte, irrlichternde Geliebte der Ich-Erzählerin Nadeshda, als ein von inneren Grenzen bestimmter Charakter: »Ilja hat die Grenzen immer bei sich gehabt, er hat sie in seinem Wesen mitgebracht. Er selbst war die Grenze.« In der Liebe zu Ilja, die zunächst grenzenlos scheint, erfährt Nadeshda ihrerseits Grenzen – und ein Dazwischen, in dem es nie wirklich zu einer »transitio« kommt. Die Protagonistin zieht aus ihren Erfahrungen den folgenden Schluss: »lernen sollst du etwas über die Grenzen dazwischen, über die Menschen und ihre Hände, über die Fingerkuppen, die dich berühren, und darüber, welche Macht sie über dich haben, diese Fingerkuppen mit ihren

»Ein Gewirk aus Bewegungen, Tönen, Gerüchen, Kopf- und Körperhaltungen, aus Augenblicken, Augenfarben, Mundregionen und Wangenleuchten hat sich mit dem Klang vereinigt. Beispielsweise *Streben, Strom, Schneise* sind drei Wörter, die sich für mich in einem Wortraum bewegen.«

Unter den Königskolonnaden am Berliner Heinrich-von-Kleist-Park

Archiven aus Kindheiten, Wolken, Mutterküssen und Strandausflügen«. Für sie, Nadeshda, kommt es immer mehr darauf an, die »Grenze des Spiels« zu kennen, des zwischenmenschlichen und des der Kommunikation, also des stets riskanten Spiels mit Worten.

»Ich brauche keine Heimat, weil ich ein Selbst habe«

Bodrožićs Erzählerin hat Grenzen internalisiert. Dazu gehört auch die (Selbst-)Begrenzung ihrer Vorstellungskraft, die wiederum zu deren Intensivierung führt. Doch auch das Umgekehrte gilt für sie: »Meine Imagination hat mir präzisere Grenzen gesteckt.« Auch wenn sie ihre »utopische Stadt« imaginiert (etwa Sarajevo, Chicago, Paris und Berlin), dann gehören zu dieser Vorstellung wie selbstverständlich »Grenzposten«, die immer auf der richtigen Seite zu stehen scheinen.

Bodrožić teilt diese Erfahrung mit Autoren wie Ilija Trojanow, Terézia Mora, Ilma Rakusa oder Herta Müller – Autoren aus dem Südosten Europas, dem Banat, Ungarn oder dem Balkan; sie arbeiten geradezu unwillkürlich mit dem Motiv der Grenze, ihrem Verschwinden und Wiederauftauchen. Es gilt für sie – zumindest bedingt –, was Elias Canetti an Robert Musil festgestellt hat: Er habe »zwischen allen Dingen Grenzen« gezogen – sichtbare und unsichtbare. Es handelt sich dabei um Zeichen der Abgrenzung und Demarkationslinien eines Raumes der Intensitäten, sei es der Wahrnehmung oder Beschreibung von Gefühlen oder Objekten, Landschaften oder Erinnerungen.

Dichter verstehen sich darauf, Sprachlandschaften zu entwerfen, wie Ingeborg Bachmann Böhmen ans Meer grenzen zu lassen, wie Samuel Taylor Coleridge im Harz, beim Abstieg vom Brocken, Dover zu sehen, oder wie Marica Bodrožić »mitten auf der Place de la Contrescarpe« in Paris das »Meer von Split« in sich zu

spüren; zu Räumen werden mithin dem Dichter die Grenzen. Er verwandelt ihren Sinn, um aus ihnen ein neues Dazwischen zu schaffen. Von diesem Versuch ureigenen Verwandelns zeugt Bodrožićs Text *Mein weißer Frieden*, einem erzählten europäischen Manifest, dem sie wohlweislich keine Gattungsbezeichnung gegeben hat; denn er ist Erzählung, Beschwörung, Essay und Prosagedicht. »Auf der Insel Vis spüre ich, dass sich dieses Dazwischen für mich im Innen befindet, dass ich selbst dadurch ungebunden und frei bin, verwurzelt in den Synergien der Gleichzeitigkeit, verwandt mit der Luft und den Verwandlungen des Lebens. [...] Ich brauche keine Heimat, weil ich ein Selbst habe.«

Autoren und ihre Figuren sind unablässige Migranten, als Irrläufer oder »Weltensammler« (Trojanow) weitläufig verwandt mit Don Quichote, Wilhelm Meister oder Robert Burton. Sie gehen mit betonter Intensität durchs Leben, weil sie so viele Leben anderer durch sich hindurchgehen lassen. »Ich heiße Nadeshda [...]. Ich selbst habe den neuen Namen für mich gefunden, damit ich diese Geschichte erzählen kann«, lesen wir in Bodrožićs Roman *Das Gedächtnis der Libellen*. Und weiter: »Ich gehe oft auf Zehenspitzen aus der Zeit heraus. Wir alle haben andere Zehen, eine andere Art zu gehen, wir müssen weitergehen. Nur das Dazwischen ist unser beständiger Spiegel.« Da taucht es wieder auf, dieses Dazwischen, dieses räumliche Oszillat, wo Bilder entstehen, auch Spiegelbilder. Nadeshda ist eine ihrem Beruf entfremdete Physikerin, aber eine große Liebende, dabei einsam wie das »Mädchen mit den Schwefelhölzern« bei Andersen. Sie kann als hochsensible Wissenschaftlerin den Raum zwischen den Buchstaben ergründen, Buchstaben aber auch »fühlen«. Kurioses widerfährt ihr; so bleibt ihr das Lachen »als Schreck zwischen den Stimmbändern hängen«. Sie liebt Ilja, einen enigmatischen Künstler mit vielen Gesichtern. Beide leben sie in ihren Vorstellungen – von sich selbst, von ihrer Liebe, von der zersplitterten Welt ihrer Herkunft, dem ehemaligen Jugoslawien: »Das ganze Leben ist Balkan, sagte Ilja«. Nadeshda liebt ihn auch wegen solcher Sätze. Sie will sich von ihm lösen, frei sein wie er; doch auch das bleibt Vorstellung.

»Ich weiss dass dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind«, schrieb der junge Goethe genau vierzig Jahre, bevor der junge Schopenhauer daraus eine philosophische Weltanschauung machen sollte. Doch nicht nur der Wille zur Vorstellung, auch die Liebe zu ihr schafft notwendigerweise trügerische Wirklichkeiten. Nadeshda und Ilja haben sich in Bodrožićs Roman gefunden, um sich in der jeweiligen Vorstellung vom anderen neu zu erfinden. Sie wollen im jeweils anderen sie selbst werden. Zumindest teilweise gelingt dies Nadeshda, denn sie verliert zuletzt ihre seltsamen Befangenheiten: »Ich hatte immer einen Grund gefunden, mich für etwas, das an mir fehlte, zu schämen. Ich schämte mich wegen einer Bildungslücke, wegen zu auffälligen Lippenstiften, wegen meiner Stimme, wegen meiner Vorliebe für Blumenstoffe.«

Was hat das Leben dieser Nadeshda aufgebürdet? Wurzellosigkeit, Suche nach einem Vater mit dunkelster Vergangenheit, der Libellen tötete, für sie Inbegriff einer Schönheit, die sich »fortwährend entzieht«, der Vater ein für die Tochter polyglott Verstummter. Auch in ihrem jüngsten Roman *Das Wasser unserer Träume* ist dies Thema: Sprachlich virtuos über einen Sprachlosen schreiben.

Wie prägend übrigens das Motiv der Vatersuche in der Gegenwartsliteratur auch des Balkans ist, belegt etwa Miljenko Jergovics schonungslose Analyse der Bewusstseinsverhältnisse im heutigen Kroatien, wo Serbophilie geächtet wird und das selbstkritische Aufarbeiten der Ustascha-Verbrechen so schwer fällt. Fügte es sich da ins Bild, dass vor dem Belgrader Hauptgerichtsgebäude neulich eine kroatische Fahne im Namen einer großserbischen Ideologie in Flammen aufging, oder halten wir uns bei solchen Vorfällen an ein Wort, dass sich bei Marica Bodrožić findet, aufgezeichnet vor acht Jahren: »Lassen wir Fahnen Fahnen sein. / Seien *wir* Menschen,« getreu der Kritik Schillers am Nationalstaatsdenken: »Bildet, ihr könnt es, freier zu Menschen euch aus.«

»Die Buchstaben sind ein Vorzimmer Gottes«

So ausgeprägt die zerklüftete Welt des Balkans und die blutigen Wirren in dieser Schlüsselregion Europas den Hintergrund der Arbeiten von Marica Bodrožić bilden, es wäre verfehlt, ihr komplexes literarisches Schaffen auf den Begriff »Balkanliteratur« zu reduzieren. Atmosphärisch, dramatisch rückt zwar die Welt des Karst, der versprengten Inseln der ostadriatischen Küste, Dalmatiens und immer wieder Sarajevos ins Blickfeld der Erzählfiguren, aber sie verhandeln, durchleben und durchleiden in erster Linie menschliche Probleme, das Ankommen in fremden Sprachen, das Durchschauen von Klischees, das Bewältigen von chaotischen Lebenssituationen.

Im Schreiben der Marica Bodrožić spüren wir ein Staunen vor der Sprache und ihren Möglichkeiten, während das Jugoslawien ihrer Kindheit »für immer seine Möglichkeit« verlor. Dieses Schreiben in virtuosem Deutsch hält die Sprache nicht für selbstverständlich, sondern dringt in ihr Inneres vor, wie es sich auch nicht mit dem Beschreiben von Bildern begnügt, sondern zum Bildgrund vordringt. Man lese dazu Bodrožićs Großessay *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* und staune mit ihr ganz neu über das Potenzial des Sprachlichen: »Die deutsche Sprache baut in mir an einem Gerüst, an einem Lobgesang [...]. Der Bildteppich bekommt in meinem Inneren ganz eigene Ohren [...]. In den Bildern wohne ich, als eine mit allem Inneren und Äußeren verwandte Haut.« Bei Bodrožić lesen wir ferner: »Die Musik baute uns

— Auswahl —

:: **Mein weißer Frieden**. Luchterhand Literaturverlag, München 2014
:: **Kirschholz und alte Gefühle**. Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2012
:: **Quittenstunden**. Gedichte. Otto Müller, Salzburg 2011
:: **Das Gedächtnis der Libellen**. Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2010
:: **Lichtorgeln**. Gedichte. Otto Müller, Salzburg 2008
:: **Der Windsammler**. Erzählungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2007
:: **Sterne erben, Sterne färben. Mein Leben in der deutschen Sprache**. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2007
:: **Ein Kolibri kam unverwandelt**. Gedichte. Otto Müller Verlag, Salzburg 2007

Brücken« und: »In den Sätzen muß der Atem wohnen [...]. Die Buchstaben sind Bewohner einer inneren Landschaft, in der das Slawische als Rhythmus und als Hintergrundsmusik lebt, niemals aber als Chor, als Singen schon und vielleicht auch als das Innere der Luft.« Und das Bildhafte kann dabei zum Zeichenkondensat werden: »Die rote Erde der Maler lebt im Semikolon, im Punkt, im Komma, im Nichts zwischen Wort und Wort, zwischen Groß- und Kleinbuchstabe.« Mehr noch, gewagter, bekennender: »Die Buchstaben sind ein Vorzimmer Gottes«. Mit dieser Vorstellung, die Glaubenswirklichkeit sein kann, hören wir Johann Georg Hamann raunen, Friedrich Hölderlin zudem, der uns die »Pflege des vesten Buchstabs« auferlegt, anvertraut hat.

Marica Bodrožić spürte einst Hölderlin an den Ufern der Miljacka und Bosna auf, ahnte ihn wohl lange schon, bevor sie genau wusste, wer er war und wofür er stand, nämlich für das Äußerste, was Sprache vermag – in seinem Fall für griechisches Deutsch –, in dem ihren zunächst für »etwas Hybrides, etwas durch und durch Unvollkommenes, aus Kreuzungen und Ahnungen bestehendes Gemisch aus dem dalmatinischen Dialekt, der Sehnsucht nach einem hochkroatischen Sprachfluidum«, etwas zwischen den Dialekten Bosniens und der Herzegovina, etwas zwischen den Wörtern im Resonanzraum Dalmatiens und den Kulturen im ehemaligen Jugoslawien.

Hier erprobt sich von Essay zu Essay ein Reflexionsmodus, den man paradox die List des Naiven nennen könnte, eine hintergründige Schlichtheit oder von Lebenswissen getränkte Unverbildetheit. Von dieser »neuen Naivität« oder scheinbaren Unbedarftheit geht eine bestrickende Wirkung aus, die schlicht entwaffnet. Hinter diesen vorgeblich naiven Reflexionsansätzen steht der Wagemut, immer wieder neu anzusetzen, schlichte Fragen zu stellen, auch und gerade was die Bedingungen des Glückens zwischenmenschlicher Beziehungen angeht.

Zu dieser komplexen Schlichtheit gehört, dass sich diese Autorin eine Biografie der Buchstaben vorstellen kann; sie sieht in den Farben ihre »Vorarbeiter«; sie hört auf den »Nachhall der Buchstabenzwischenräume« und sieht von ihnen ein Licht ausgehen, das sich als Zeichen mit den Dingen der Welt verknüpft. Das »Archiv der Sprache« nennt sie ihr »Brustland«, wo sich Namen bilden, schlichte, mythische, wie ihr eigener Vorname, der thrakische Name eines Flusses mit sieben Quellen.

Um zu verstehen, mit welcher Intensität Marica Bodrožić mit dem existentiellen Phänomen Sprache im Deutschen umgeht, lote man die Bedeutungstiefe der folgenden Reflexion aus: »Ein Gewirk aus Bewegungen, Tönen, Gerüchen, Kopf- und Körperhaltungen, aus Augenblicken, Augenfarben, Mundregionen und Wangenleuchten hat sich mit dem Klang vereinigt. Beispielsweise *Streben, Strom, Schneise* sind drei Wörter, die sich für mich in einem Wortraum bewegen.«

Das ist eine ins Hörbare übersetzte Sinnlichkeit, die scheinbar bekannten Worten einen neuen Bedeutungsbereich erschließen, und zwar durch klangliche Verschleifungen. Wer im Schreiben von Marica Bodrožić den unaufhörlichen Versuch erkennt, eine unverstellte Art des Menschlichen auf unverhoffte Weise in die Literatur einzuführen, wird dieses Werk mit doppeltem Gewinn lesen. ::

Sprache ist groß und die Welt lauert überall

Die Chamisso-Literatur im andalusischen Schwarzwalddorf

Von Ulrike Wörner

Kamisso? Tschamisso? Schamisso? Oder Chamisso – mit gutturalem »ch«?

Wie man den Namen des französisch-deutschen Schriftstellers und Naturforschers Adelbert von Chamisso nun ausspricht, das weiß nicht jeder, und es wüssten noch viel weniger, gäbe es nicht den nach ihm benannten jährlich verliehenen Preis. Feridun Zaimoglu, José F. A. Oliver, Ilija Trojanow, Yoko Tawada, Michael Stavarič, Uljana Wolf und viele andere Schriftstellerinnen und Schriftsteller zählen zu den Preisträgern. Manchen Autoren hat der Chamisso-Preis auf dem Weg zum literarischen Ruhm geholfen, andere wiederum trugen zu seinem Glanz bei. Wie auch immer: ein schöner Synergieeffekt.

Es gibt viele Beispiele dafür, was die Preisträgerinnen und Preisträger, neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, für die literarische Szene, literaturinteressierte und -begeisterte Menschen leisten, mit Poetikdozenturen, journalistischen Arbeiten, Schreibwerkstätten und Lesungen in Schulen und Kindergärten, oft finanziell unterstützt durch die Chamisso-Begleitförderung der Robert Bosch Stiftung.

Mit ihrem Wirken gelangen sie in Bereiche, die weit über die so genannte Chamisso-Literatur hinausreichen, und es gelingt das »Hineinwachsen der deutschsprachigen Literatur ins Weltliterarische mit Hilfe der Agenten der Weltläufigkeit und Mehrsprachigkeit«, wie Ilija Trojanow es vor ein paar Jahren beim Symposium »Chamisso – wohin? Über die deutschsprachige Literatur von Autoren aus aller Welt« in Marbach postulierte und so den Ball aufnahm, den Harald Weinrich in seinem Vortrag »Chamisso, die Chamisso-Autoren und die Globalisierung« einige Jahre zuvor angestoßen hatte: »Die Summe dieser literarisch vermittelten Andersheiten und Fremdheiten lässt sich vielleicht mit dem Wort ›Welt‹ bezeichnen, sofern unter diesem Begriff nicht einfach extensional der Erdball, sondern intentional eine gewisse hilfreiche Dehnung unserer anthropologischen Verfasstheit zu verstehen ist.« Außergewöhnliche Projekte vermögen dies umzusetzen, indem sie auf ein Publikum zugehen.

Der Schriftsteller Ishmael Beah aus Sierra Leone im Gespräch mit Ilija Trojanow

Im deutschsprachigen Raum gibt es mittlerweile unzählige Prosa-, Lyrik-, Theaterfestivals, Lesewochen, Büchertage, Literaturnächte – einen Überblick über das Angebot zu behalten ist eine Herausforderung. Jeder dieser Veranstaltungen liegt eine eigene Philosophie zugrunde: da gibt es die einseitigen, auf nur ein Genre begrenzten, die ängstlichen, die sich an Neuerscheinungen klammern und nur die mit aktuellen Preisen dekorierten Dichter einladen, die kommerziellen, die sich dem Diktat ihrer Sponsoren fügen. Und dann gibt es die wagemutigen – getragen von einer beinahe anarchischen Lust an der Literatur –, die sich ständig neu erfinden, neue Reihen entwickeln, Neues ausprobieren. Zu den letzteren zählt ganz sicher der Hausacher LeseLenz.

1997 fand er zum ersten Mal statt, mit wenig, eigentlich sehr wenig Publikum: Es waren 13 Zuhörerinnen und Zuhörer, um genau zu sein.

Oben: Ilir Ferra und Que Du Luu bei ihrer Sonntagabend-Lesung im Treibhaus
Links: José F. A. Oliver hat den LeseLenz, der seit 1997 in Hausach stattfindet, initiiert

Initiiert wurde der LeseLenz vom Chamisso-Preisträger José F. A. Oliver, dem Dichter aus dem Schwarzwald mit andalusischen Wurzeln. Fast zwanzig Jahre später gehört der LeseLenz zu den wichtigsten Festivals in Deutschland mit rund 5 000 Besuchern aus allen Altersgruppen. Längst sind die Hotels in der näheren Umgebung ausgebucht, wenn die LeseLenz-Zeit beginnt, längst muss Oliver nach Veranstaltungsräumen Ausschau halten, die dem Publikumsansturm gewachsen sind. Und längst ist das Festival – nicht nur bei den Literaten – in aller Munde.

In all den Jahren gelang es Oliver, eine spezifische Kultur zu entwickeln, nicht mit der Konstruktion von Strategien am Reißbrett, vielmehr wurden neue Reihen aus sich selbst geboren, sei es in gemeinsamen Gesprächen, sei es, weil das Festival dazu den Raum und die nötige Inspiration bot. Fast von Beginn an sind die Namen der Chamisso-Preisträger ganz selbstverständlich in den Programmheften zu finden, seit 2004 hat sich die Reihe »Chamisso-Preisträger zu Gast« etabliert und findet nun seit einigen Jahren, immer am Sonntagabend des Festival-Wochenendes, in den Treibhäusern der Familie Burkhardt zwischen Blumen und Gewächsen statt. Ilir Ferra und Que du Luu trugen in diesem Jahr aus ihren aktuellen Werken vor.

Que Du Luu leitete außerdem eine schulübergreifende Werkstatt mit Mittel- und Oberstufenschülern, denn an den Hausacher Schulen und Kindergärten sind Chamisso-Preisträger und Preisträgerinnen regel-

Die schulübergreifende Textwerkstatt mit Que Du Luu konnte im Juli 2016 im Freien stattfinden

mäßig aktiv, bei Autorenbegegnungen und Textwerkstätten.

Wenn im Zuge von literarischer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen von zukünftigen Lesern gesprochen wird, geht das ja eigentlich an der Wirklichkeit vorbei, denn Kinder sind Jetzt-Leser. Darum war es von Anfang an die Philosophie des Kurators Oliver, Lesungen für alle Altersstufen vom Kindergarten an anzubieten, ganz im Sinne der »Dehnung unserer anthropologischen Verfasstheit«, die eben keine Altersgrenzen kennt.

Aus dem Festival heraus haben zwei Chamisso-Preisträger eigene Reihen entwickelt, die sie auch kuratieren: Ilija Trojanow zum Beispiel sein »Vielstimmiges Afrika«.

Zeitgenössische Literatur vom afrikanischen Kontinent hat es schwer in Deutschland, insbesondere die Dichtung des subsaharischen Afrikas. Doch gerade darin liegt der Reiz dieser Reihe, die sich eben nicht in spektakuläre Exotismen flüchten mag, sondern immer das Poetische, das Literarische im besten Sinne aufspürt, auch wenn die erzählten Themen oft nicht poetisch sind, sondern hochpolitisch, zudem grausam oder verstörend. Und genau darum bietet dieses weltoffene und neugierige Literaturfestival in der kleinen Schwarzwaldstadt die Bühne für den Auftakt dieser Reihe, um sich dann auf den Weg in die Literaturhäuser in ganz Deutschland zu machen.

2008 war Chimamanda Ngozi Adichie im Hausacher Rathaus zu Gast, es folgten Abdulrazak Gurnah aus Tansania, Lebogang Mashile und André Brink aus Südafrika, Vamba Sherif aus Liberia, Chirikure Chirikure aus Simbabwe, Nuruddin Farah aus Somalia, Chika Unigwe und Lola Shoneyin aus Nigeria. Dieses Jahr kam nun der sierraleonische Autor Ishmael Beah, der, unter dem Eindruck seiner Zeit als Kindersoldat, in seinem Buch *Das Leuchten von Morgen* von der Zeit nach den Kämpfen im Bürgerkriegsland erzählt, vom Aufeinandertreffen der Täter und Opfer, vom Aufsammeln der Knochenreste, der tatsächlichen und der metaphorischen.

Mittlerweile lockt die Reihe so viele Leser an, dass die Plätze im Sitzungssaal jedes Mal bis auf den letzten Stuhl besetzt sind.

Die Metaebene der Gebärden geht weit über eine Übersetzung hinaus

Zum 18. Geburtstag des Festivals im letzten Jahr unterbreitete ein anderer, regelmäßiger Gast, der Chamisso-Preisträger Michael Stavarič aus Wien, seine Ideen zu zwei neuen Reihen, die inzwischen zum festen Programm gehören: Die »Manuskriptlesung« anlässlich der Begrüßung der drei Hausacher Stadtschreiber – eine Art literarisches Preview, das 2015 mit Bea Dieker zum ersten Mal stattfand und in diesem Jahr mit Isabella Feimer fortgeführt wurde.

Die zweite von Stavarič kurierte Reihe trägt den schönen Titel »mitsprache:wortgesprochen« und ist buchstäblich außerordentlich: Es ist die einzigartige Verbindung von gesprochenem und gezeigtem, »gebärdeten« Wort. Im letzten Jahr wurde ein Auszug aus der *Kathedrale* von Satu Taskinnen passender Weise in der Hausacher Stadtkirche uraufgeführt, gebärdet von Helene Jarmer, der ersten gehörlosen Abgeordneten im österreichischen Nationalrat. In diesem Jahr standen die Schriftstellerinnen Christine Langer und Heike Fiedler, gebärdet von Sabine Schemel und Vera Kolbe, auf der Bühne.

Eine ganz eigene Poesie liegt diesen Lesungen zugrunde: die des gesprochenen Wortes, über- und getragen auf eine Metaebene der Gebärden, die weit über eine Übersetzung hinausgehen. Die Vorbereitungen sind aufwändig, denn die Texte werden lange vor der Veranstaltung den Gebärdendolmetscherinnen zugeschickt, als geschriebener und als gesprochener Text, um eine künstlerische Übersetzung zu gewährleisten. Diese »Mitsprache« ist eine besondere Erfahrung und Herausforderung für Künstler, Dolmetscher und das Publikum.

Den Namensgeber des Preises spricht man übrigens [ʃamisso] aus. In der Gebärdensprache kann der Begriff »Chamisso-Kultur« bis dato lediglich durch Handformen aus dem Fingeralphabet übersetzt, sprich buchstabiert, werden. Vielleicht gibt es irgendwann einmal dafür ein eigenes Handzeichen.

Der 20. Hausacher LeseLenz wird Anfang Juli 2017 stattfinden. ::

Michael Stavarič mit der Gebärdendolmetscherin Vera Kolbe (oben) sowie der Schriftstellerin Heike Fiedler

Familie Chamisso auf der Flucht

Wie das Flüchtlingskind Adelbert von Chamisso sich in Deutschland aus der Tradition befreien konnte

Von Michael Bienert

»Von Stadt zu Stadt irrend, ohne Bindungen, ohne Vaterland, fast ohne Hoffnung, die Stütze der Elenden, habe ich das Unglück kennengelernt«, heißt es in einem Schulaufsatz, den der junge Adelbert von Chamisso in Berlin verfasst: »Kaum war es mir vergönnt, den Erzeugern meiner Tage nützlich zu sein. An ihr Schicksal gebunden und ihren Schritten folgend, habe ich Brabant, Holland, das Reich durchmessen; überall bot sich ein Bild des Unglücks meinen Augen; überall fand ich Landsleute von allerhöchstem Rang ins Elend gestürzt.«

Auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg, den die Französische Revolution auslöst, finden Chamissos Eltern und ihre sechs Kinder 1796 eine sichere Bleibe in Berlin. Am Französischen Gymnasium holt der spätere Dichter und Naturforscher in Einzelstunden ein wenig Schulbildung nach. Kurz nach seinem 17. Geburtstag wird er in eine Fähnrichsuniform gesteckt und zum Exerzieren geschickt. Kanonenfutter kann der preußische König immer brauchen, die Herkunft spielt keine Rolle.

Der Vater Louis Marie de Chamissot, Graf von Boncourt, hofft auf eine glänzende Offizierslaufbahn für seinen zweitjüngsten Sohn. Früher hatte der Graf eine berittene Kompanie von Schweizergardisten des französischen Königs kommandiert. Die Familie Chamissot war dem Königshaus seit Jahrhunderten eng verbunden. So dienten Hippolyte und Charles, die beiden ältesten Söhne des Grafen, als Pagen am Hof von Versailles und bereiteten sich auf eine Karriere am Hof und in der Armee vor, bis die Revolution in Frankreich alle Zukunftspläne zunichte machte.

Der achtjährige Adelbert lebte damals mit den Eltern auf dem Familienschloss Boncourt in der Champagne. Er wurde Adélaïde gerufen, erst später im deutschen Exil wird daraus der Name Adelbert. Der verträumte Junge spielte mit der älteren Schwester Lise und dem kleinen Bruder Eugène, streifte durch die Felder und die mittelalterliche Burganlage, die als romantisches Kindheitsparadies in seinen Erinnerungen lebendig bleibt:

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern,
Verträumt ich den ersten Traum.

Ich tret in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Ein politisches Erdbeben löschte »Das Schloss Boncourt« – so der Titel des Gedichts – von der Landkarte. Die katastrophale Staatsverschuldung und die Misswirtschaft an der Staatsspitze führten 1789 in Paris zum Sturm auf die Bastille, auf dem Land wurden Schlösser und Klöster in Brand gesteckt. Dem Grafen Louis-Marie de Chamissot gelang es zunächst, den Volkszorn zu beschwichtigen. Er rief die Gemeindevorsteher der umliegenden Dörfer zusammen und erklärte, auf Zwangsabgaben und Adelsprivilegien zu verzichten. Doch die politische Lage wurde immer chaotischer. Auswärtige Regierungen griffen in das Geschehen in Frankreich ein, indem sie Gegner der

Der Tuileriensturm während des Aufstands am 10. August 1792 in Paris (»La prise des Tuileries«, Gemälde von Jean Duplessis-Bertaux, 1793)

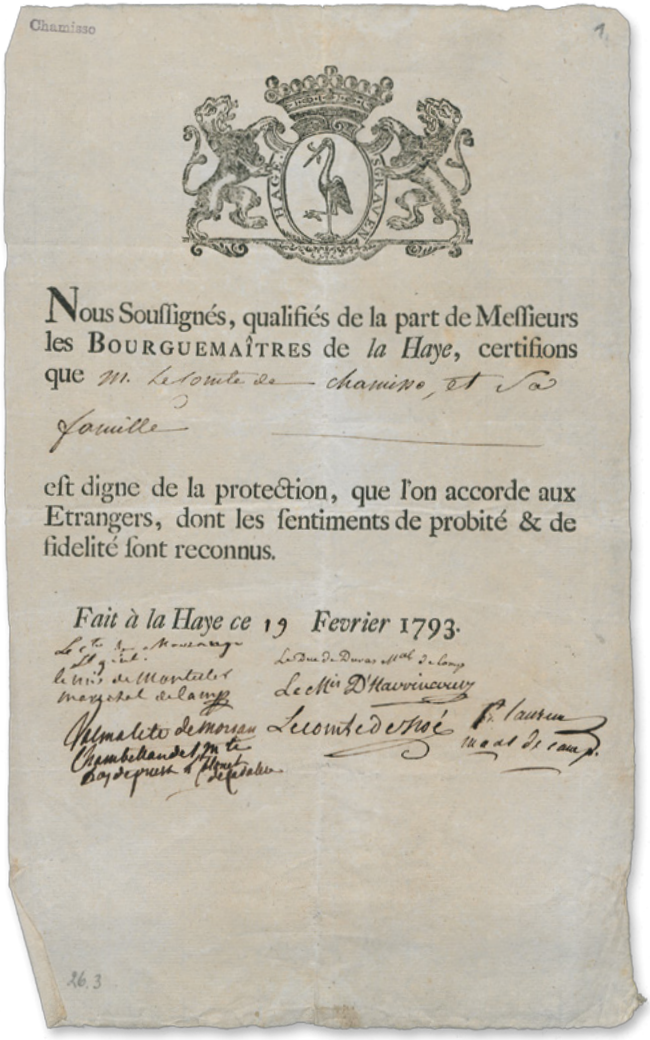
Revolution unterstützten und Truppen an die französische Grenze schickten. In ihren Schlössern, Symbolen der überkommenen Feudalordnung, waren die Adligen ihres Lebens nicht mehr sicher. Spätestens im Frühjahr 1792 brachte der Graf von Chamissot seine Frau und die jüngeren Kinder in den Niederlanden in Sicherheit. Er selbst schloss sich einem Emigrantenheer an, um für die Wiederherstellung der alten Ordnung zu kämpfen. In seiner Abwesenheit wurde der in Boncourt verbliebene Besitz der Familie konfisziert und versteigert, das Schloss auf Abbruch verkauft und abgerissen.

Adélaïdes ältere Brüder erlebten die historischen Ereignisse im Epizentrum der Revolution. Hippolyte diente 1792 in Paris bei der Leibwache des Königs. Charles wich als Leibpage während des blutigen Sturms auf die Tuilerien nicht von der Seite des verhassten Königs Louis XVI. Von einer aufgebrachten Menge wurde der Page angegriffen und fast gelyncht. Als der gefangene König seine Diener fortschickte, damit sie sich in Sicherheit bringen können, gab er Charles einen Degen und einen handgeschriebenen Zettel mit auf dem Weg, worauf er ihm bescheinigt, mehrfach sein Leben für den König aufs Spiel gesetzt zu haben.

Das Jahr 1793 verbringt die Familie Chamissot in den Niederlanden, dann zieht sie weiter nach Deutschland: »Als Graf von Chamisso zu Boncourt geboren komme ich nach Würzburg, wo man beratschlagt, ob man mich zum Tischler machen soll; stattdessen werde ich wohldressierter Blumenverfertiger und Verkäufer zu Bayreuth; dann expediert man mich als Porzellanmaler nach Berlin«, schreibt Chamisso rückblickend über die prekären Lebensumstände eines Flüchtlingskindes. Vom Herbst 1795 bis Sommer 1796 harren die Eltern mit den drei jüngsten Kindern in Bayreuth aus, das damals zu Preußen gehört. Lise, Adelbert und Eugène fertigen Kunstblumen und tragen so zum Unterhalt der Familie bei. Die älteren Brüder Hippolyte, Charles und Prudent reisen als Miniaturmaler von Hof zu Hof. Reichlich mit Empfehlungsschreiben versehen, versuchen sie im März 1796 ihr Glück in der preußischen Hauptstadt.

Hippolyte gelingt es in Berlin alsbald, einen Termin bei der Königin zu bekommen. Auch hinterlässt er einen günstigen Eindruck bei den Hofdamen. Geschickt wirbt er für seine jüngsten Brüder, bekommt die Zusage, dass Adelbert und Eugène als Pagen am Hof aufgenommen können, mit Aussicht auf eine spätere Offizierslaufbahn in der preußischen Armee.

Doch die preußische Polizei verfolgt die Bemühungen der Flüchtlinge mit Argusaugen. Hippolyte, Charles und Prudent werden zum Verhör vorgeladen, danach schickt die Polizeibehörde ein ablehnendes


Chamisso

Nous Soussignés, qualifiés de la part de Messieurs les Bourguemaîtres de *la Haye*, certifions que M. Le Comte de Chamisso, et sa famille

est digne de la protection, que l'on accorde aux Etrangers, dont les sentiments de probité & de fidelité sont reconnus.

Fait à la Haye ce 19 Fevrier 1793.

Schutzzertifikat für die Familie Chamisso während des Exils in den Niederlanden, 1793

Gutachten an die zuständigen Regierungstellen: »Es wäre zu wünschen, dass, statt der Grafen, Chevalliers und Geistlichen, aus welchen fast allein die hier ihre Zuflucht nehmenden Emigrirten bestehen, nützliche Ouvriers (d. i. Arbeitskräfte) zur Vermehrung und Vervollkommung der hiesigen Fabriquen sich einfänden. Denn das Mahlen der drey Gebrüdern Grafen de Chamisso dürfte wohl mehr ein Vorwand zu ihrem hiesigen Aufenthalt und ein Mittel, sich Beisteuern bei den Höfen zu verschaffen, als eine wichtige Erwerbsquelle seyn.« Vier Wochen später teilt das Polizeidirektorium den Brüdern mit, ihr Aufenthalt sei unerwünscht, und sie hätten sich unverzüglich außer Landes zu begeben.

Da die Brüder Chamissot dieser Aufforderung nicht Folge leisten, wird ihnen im Mai 1796 befohlen, die preußischen Staaten binnen 14 Tagen zu verlassen, ansonsten droht die Abschiebung. Doch das Ausharren lohnt sich, innerhalb dieser Gnadenfrist nimmt das Schicksal eine glückliche Wendung. Die Mutter schreibt aus Bayreuth direkt an den preußischen König Friedrich Wilhelm II. und bittet um Aufnahme ihrer Familie. Am 6. Juni 1796 erteilt der König die Erlaubnis, Adelbert und Eugène bei Hofe und beim Militär zu beschäftigen, und genehmigt die Familienzusammenführung in Berlin.

Auch für die anderen Kinder findet sich eine sinnvolle Beschäftigung. Die Schwester bekommt eine Stelle als Vorleserin im Hofstaat der Königinmutter. Prudent kann als Erzieher bei einer wohlhabenden Familie in Charlottenburg arbeiten, ertrinkt jedoch schon im Juli 1796 mit seinem Schüler beim Baden in der Spree. Die Miniaturmaler Hippolyte und Charles werden im Januar 1797 zu außerordentlichen Mitgliedern der Königlichen Akademie der Künste ernannt. Derart ausgezeichnet reisen sie noch im selben Jahr nach Sankt Petersburg, um Geld mit dem Porträtieren reicher Russen zu verdienen.

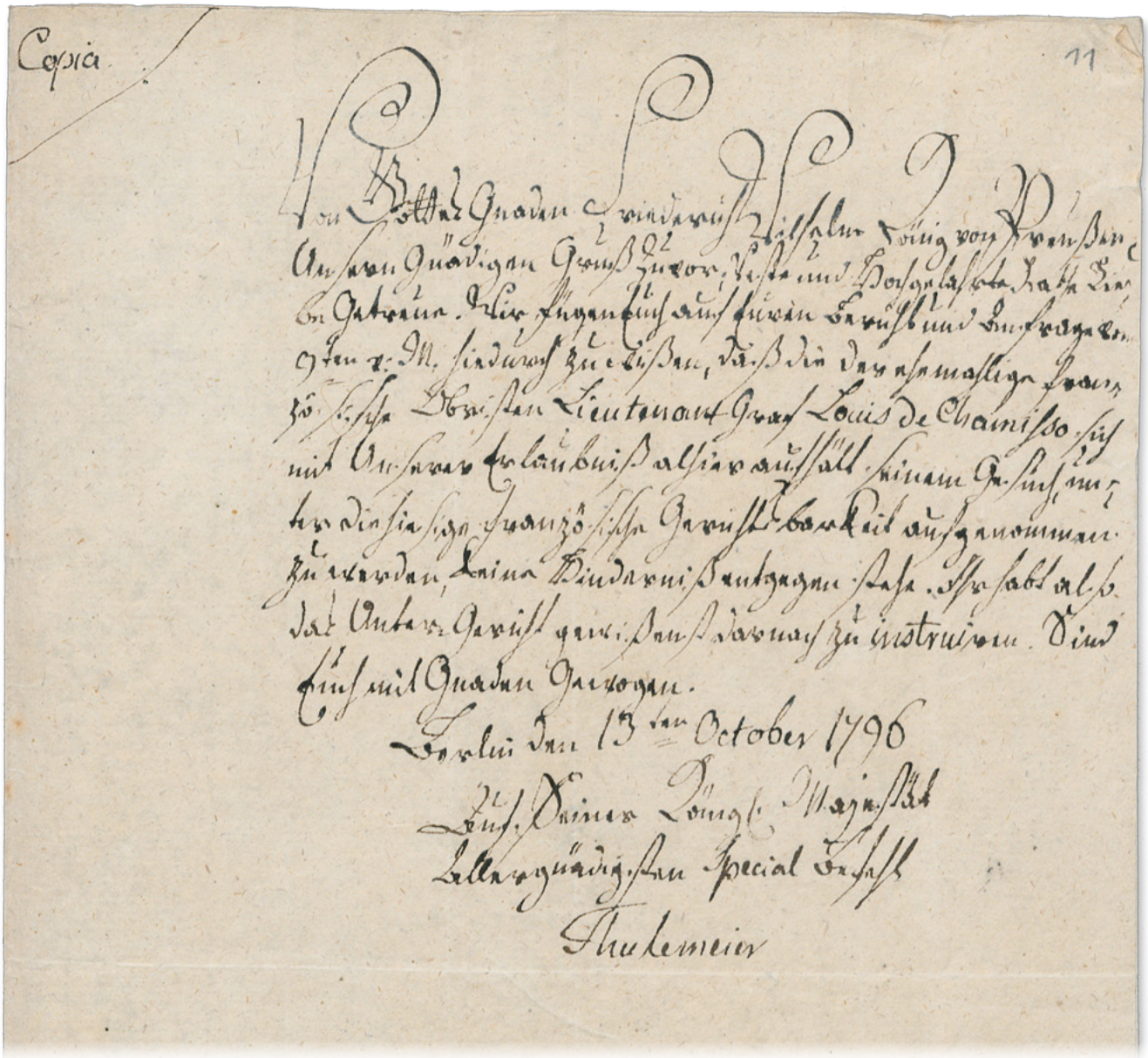
Als Page im Schloss Monbijou fühlte Chamisso sich in Berlin wie in einer Wüste

Als Adlige sind die Chamissos privilegierte Flüchtlinge. Es erleichtert ihre Integration, dass Französisch bis zum Tode Friedrichs des Großen im Jahr 1786 unangefochten die Sprache des Hofes und der Gebildeten in Berlin war; erst langsam wird es durch die deutsche Sprache verdrängt. In der Stadt existiert eine große französische Kolonie, die auf die Vertreibung der protestantischen Hugenotten im 17. Jahrhundert zurückgeht. Bei der Kolonie hat man keine Berührungsängste gegenüber den katholischen Adligen, die jetzt Zuflucht in Berlin suchen: Dem Gesuch der Familie Chamissot, sich der Gerichtsbarkeit der französischen Kolonie zu unterwerfen, wird stattgegeben. Damit haben sie juristisch ihren Platz in der Berliner Gesellschaft erhalten.

Doch obwohl ihm viele Türen offenstehen, fühlt sich der Page Adelbert von Chamisso fremd in der preußischen Hauptstadt. Er nennt sie »le desert de Berlin«, fühlt sich isoliert. Die Eltern finden leicht Anschluss an die Adelskreise, der Junge aber tut sich schwer mit den Zwängen, die ihm dadurch auferlegt

sind. Dass er Offizier werden soll, entspricht der Familientradition, mit seinen Neigungen hat es wenig zu tun. Die Kameraden beim Regiment erleben ihn als eigenbrötlerischer Sonderling: »J'y suis l'Etranger, der Fremde, der Franzos … es sind gute Teufel, diese braven Germanen, die keinen fressen, aber ich habe hier nur Bekannte, keine Freunde.« Trost findet Adelbert in der Lektüre von Kant, Goethe und Schiller. Den Sold von drei Monaten investiert er in eine Ausgabe der Werke Rousseaus, die er sicherheitshalber vor seinen verständnislosen Kameraden versteckt.

Die Bälle und Feste, die er mit seiner Schwester besucht, machen ihm keinen Spaß. Adelbert hält nicht viel von galanter Konversation. Anders als seine Eltern und die älteren Brüder hat er die Adelswelt seit der Pubertät nie als intakt erlebt, immer als fragwürdig und brüchig. Aber für ihn gibt es kein Zurück. Als die Eltern im Februar 1801 nach Frankreich zurückkehren, weil Napoleon den Emigranten Straffreiheit und eine Entschädigung für ihre materiellen Verluste zusichert, bleibt Adelbert in Berlin. Den Eltern und Geschwistern gelingt es tatsächlich, in Frankreich erneut Wurzeln zu


Copia

11

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen

Unsern Gnädigen Gruß zuvor, Liebe und Hochgelahrte, Lieber Getreuer. Wir ersehen aus Eurem Bericht und Unsern Gnaden-R. Befehl, daß die vermeintliche französische Offizier Lieutenant Graf Louis de Chamisso sich mit Unserer Erlaubniß alhier aufhält, seinem Gesuch nach die hiesige französische Gewißheit aufgenommen zu werden, keine Hindernißentgegen sehe. Wir haben also das Unter-Gericht genau darnach zu instruiren. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Berlin den 13ten October 1796

Auf Seiner Königl. Majestät Allergnädigsten Special Befehl

Thulemeier

Aufenthaltsgenehmigung für die Familie Chamisso, ausgestellt in Berlin im Oktober 1796 (Ausschnitt)

Das Berliner Schloss Schloss Monbijou mit der Sophienkirche im Hintergrund (auf einem Gemälde von Dismar Degen um 1739/40) wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. An Adelbert von Chamisso, der hier als Page diente, erinnert seit 1888 das Denkmal auf dem Monbijouplatz.

schlagen, die Brüder Hippolyte und Charles bekleiden später sogar öffentliche Ämter.

»Meine Angehörigen sind alle Familienstämme, sie lieben mich unaussprechlich, aber nur ein Fremder kann ich in ihren Häusern sein«, schreibt Adelbert von Chamisso 1806 aus Paris, wo er nach der Niederlage der preußischen Armee gegen Napoleon kurzzeitig ein Obdach findet. Bald zieht es ihn wieder zurück zu seinen Künstlerfreunden nach Berlin. Lebenslang versucht er, den Verwandten in Briefen zu erklären, dass die Emigration einen anderen Menschen aus dem kleinen Adélaïde gemacht hat. In Berlin gelingt es ihm, lebenslange Freundschaften zu knüpfen und sich als Naturforscher und Dichter eine bürgerliche Existenz aufzubauen – eine Transformation, die seinem aus preußischem Adel stammenden Zeitgenossen Heinrich von Kleist misslingt.

1825 reist Adelbert wieder einmal nach Paris, um seinen Bruder Hippolyte zu besuchen und finanzielle Ansprüche geltend zu machen, die sich aus einem neuen Entschädigungsgesetz zugunsten von Emigranten ergeben; um Zweifel an seiner französischen Staatsbürgerschaft auszuräumen, lässt er sich vom Preußischen Unterrichtsministerium bescheinigen, dass er nie einen Diensteid auf den preußischen König geschworen und keinen Grundbesitz erworben habe. Die pekuniäre Entschädigung für die Zerstörung von Schloss Boncourt wird zum Anlass für das Gedicht, in dem Chamisso den Verlust ins Positive wendet:

So stehst Du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über Dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zweifach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Anders als seine Geschwister hat Adelbert von Chamisso das Exil als Chance begriffen, ein neues Leben jenseits der Familientradition zu beginnen. Aus den Emigrationswirren wusste er aber auch, wie überlebenswichtig der Familienzusammenhalt in schwierigen Zeiten war. So hat er den Kontakt zu den französischen Verwandten über alle weltanschaulichen und politischen Differenzen hinweg immer gepflegt. Als Hippolyte ihm 1836 den Entwurf einer Familienchronik schickt, antwortet Adelbert: »Deine Hoffnungen sind stets auf das Vergangene gerichtet – ich schaue in die Zukunft – ich glaube nicht, daß man das Gewesene wiederherstellen kann. [...] Ich glaube, dass alle Schritte, die man zurückgeht, vergebliche Schritte sind.« ::

Der Versuch, einen Spiegel zu spiegeln

Eine Liebeserklärung an die russische Sprache

Von Olga Martynova

Drei Tage bevor man mich fragte, ob ich die russische Sprache porträtieren würde, hatte ich in einer gemischten Gesellschaft russischer Muttersprachler in der französischen Schweiz über die deutsche Sprache gesprochen. Eine aus Moskau stammende Berlinerin sagte, dass sie immer noch lieber auf Russisch lese, die deutsche Sprache sei ihr zu umständlich. Ich protestierte: Deutsch sei genauso leichtfüßig wie jede andere Sprache. Die Dame bekräftigte ihre Meinung mit den trennbaren Verben, die ihre Vorsilben erst am Ende des Satzes verraten, und wurde von einem heute in Frankreich lebenden Herrn unterstützt: Der einzige Mensch auf der Welt, erzählte er, der seine Eigenschaft, gleich zu antworten, wenn die Frage klar ist, unhöflich findet, sei der Verleger seiner philosophischen Schriften, vermutlich, weil die Deutschen es gewohnt seien, auf das Ende des Satzes und damit des Verbs zu warten. Dieses und andere bemerkenswerte Merkmale der deutschen Sprache hat Mark Twain in *Die schreckliche deutsche Sprache* wunderbar witzig beschrieben. Warum erzähle ich das? Um meinem deutschsprachigen Leser diese Vorstellung zu vermitteln: Um die eigene Sprache skizzieren zu können, braucht man eine Distanz, einen Blick von außen.

Über eine weit verbreitete Sprache zu erzählen, ist vielleicht noch schwieriger als über eine Sprache mit einer überschaubaren Geografie. Die statistischen Ziffern ändern sich ununterbrochen, auch in diesem Moment, in dem ich das schreibe oder Sie das lesen. Deshalb ein paar circa-Zahlen. Russisch ist eine Sprache mit circa 150 Millionen Muttersprachlern und über 200 Millionen Menschen, die diese Sprache beherrschen. Obwohl, was heißt eigentlich beherrschen: »Wir haben Sprache, und sie hat uns«, hat Franz Mon gesagt. Dazu kommen noch viele Menschen, die diese Sprache irgendwann gelernt haben oder gerade dabei sind, sie zu lernen. Russische Muttersprachler können Sie überall treffen, nicht nur im postsowjetischen Raum. Wenn ich mich in einer fremdsprachigen Umgebung verlaufe, weiß ich, dass ich nur einige Minuten auf den Babel-Wirrwarr horchen muss, um jemanden Russisch sprechen zu hören. 2004 gab der Moskauer Lyriker Dmitrij Kusmin eine Anthologie russischer Gedichte, *Der befreite Ulysses*, heraus, in der Autoren versammelt sind, die nicht in Russland leben: Man findet da 24 Länder, von Australien bis Japan (nach dem russischen Alphabet: von »А« bis »Я« (ja)) und von Armenien bis Usbekistan (nach dem Lateinischen). Jede Sprache, die als »Lingua Franca« verwendet wird, hat viel auszuhalten. Und das Russische war und ist noch immer eine solche Sprache, auch wenn es nicht so stark wie das Englische beansprucht wird.

»Buchstaben sind Engel der Sprache, Boten zwischen den Zeiten«

Sprache ist der Spiegel des Volkes und seiner Geschichte. Eigentlich genauso objektiv wie der Spiegel, der bekanntlich alles zeigen, selbst aber von niemandem gezeigt werden kann. Alles, was wir über die Sprache zu sagen in der Lage sind, ist nur eine Facette von

Аптека, М

А Б В Г Д Е Ё Ж З И Й К Л М Н О П Р С Т У Ф Х
a b v g d je jo ž z i j k l m n o p r s t u f ch

ангел Ка

uns selbst. In jeder Sprache ist Geschichte gespeichert. Ich liebe die archäologischen Ablagerungen, die in den Hauptschichten des Urslawischen, Altrussischen und Kirchenslawischen zu sehen sind: Finnougrisch, Türkisch, Polnisch, Deutsch, Französisch, Englisch und vieles andere mehr. Als ich als Kind erfahren hatte, dass alle Wörter, die mit »A« anfangen, Fremdwörter sind, konnte ich das lange nicht glauben. So viele Wörter mit »A« sind vertraut, heimelig. Ich blätterte im etymologischen Wörterbuch, und es schien wahr zu sein. Heute noch finde ich diese Tatsache rätselhaft.

Bereits im 19. Jahrhundert warnten viele berühmte Schriftsteller, darunter einer der »westlichsten«, Iwan Turgenjew, vor dem Gebrauch der Fremdwörter – wir wissen, dass nicht nur Russen ihre Sprache vor zu drastischen Einflüssen zu schützen versuchen, wie sich beispielsweise Frankreich von der Mitte der 1990er bis zur Mitte der 2010er Jahre mit seiner Gesetzgebung gegen Anglizismen wehrte. Viele der ungelenken Fremdlinge von damals sind inzwischen zu selbstverständlichen Bestandteilen des Wortschatzes der Russen geworden. An ihre Stelle traten neue Ungeheuer. Aber ich glaube, dass eine Sprache ohne Einflüsse eingehen würde, wie eine Pflanze, die in derselben, nicht gedüngten Erde bleibt. Deshalb zucke ich (fast) nicht zusammen, wenn ich sehe, welche Ungeheuer die russische Sprache heute angreifen, wenn statt normaler Wörter sich kaum in die Sätze fügende Anglizismen benutzt werden: »celebrities« zum Beispiel. Die Sprache wird sehen, welche Fremdwörter sie behalten und welche sie wegwerfen wird.

Buchstaben sind Engel der Sprache. In dem Sinne, dass sie Boten sind, was ja auch die Bedeutung des griechischen Wortes »Angelos« ist (auf Russisch eines der Wörter mit »a«: ангел (angel)). Sie sind Boten zwischen den Zeiten, in denen die Sprache lebt (auch die vorschriftlichen Phasen werden oft nach Möglichkeit irgendwann erfasst). Welche Schönheit besitzen Buchstaben und Schriftzeichen aller Sprachen, welche Vielfalt! Die Buchstabenengel der russischen Sprache leben im kyrillischen Alphabet, das aus dem griechischen mit Hilfe einer älteren slawischen Schrift, der Glagoliza, entstanden ist. Die Glagoliza ist auch schön, leider schreibt sie heute keiner mehr, diese fröhliche Fantasieschrift, die im 9. Jahrhundert der byzantinische Mönch Kyrill erfunden hat, dessen Name in der später entstandenen Kyrilliza verewigt ist. Heute gibt es 33 Buchstaben, manche hat die Sprache leider verloren.

Die Verwandtschaft des griechischen und des lateinischen Alphabets ist auch im kyrillischen zu sehen. Als ich Russisch als Fremdsprache unterrichtete, schrieb ich in der ersten Stunde einige Wörter an die Tafel, die man ohne weiteres verstehen kann: Аптека, Мама, Какао … Richtig, das bedeutet: Apotheke, aus dem gemeinsamen griechischen Wortschatz; Mama, aus einer noch tieferen gemeinsamen Schicht des Indoeuropäischen; Kakao, von demselben aztekischen »cacahuatl«. Vladimir Nabokov, der in einer Familie von Petersburger Anglophilen aufgewachsen ist, konnte auf Russisch zuerst nur solche Wörter lesen, die ihm aus dem Englischen bereits vertraut waren.

Interessanterweise teilen nicht alle meine Liebe zu Buchstaben. Vor einigen Jahren hat mein Sohn, damals noch Schüler, für die Teilnahme an einem Fremdsprachenwettbewerb ein Buch über die Sprachen geschenkt bekommen: *Die Sprachen der Welt* von Frederick Bodmer (eine Neuauflage des 1955 erschienenen Werkes). Neben vielen bestimmt interessanten Fakten kann man mit Staunen lesen, »daß es den russischen Staatslenkern an jeder revolutionären Begeisterung für sprachliche Planung mangelt. Zwar wurde die Macht der griechisch-orthodoxen Kirche eingedämmt, aber es kam nie zu einem Versuch, Russland mit Europa, Amerika, Afrika, Australien und Neuseeland durch

Ausschaltung jenes kulturellen Hemmschuhs, des kyrillischen Alphabets, in eine Linie zu bringen.« Eine schreckliche Vorstellung, dass uns alle Schriften außer einer abhandenkommen!

»Dichtung ist auch dazu da, die Unabhängigkeit der Sprache zu bewahren«

Jede Sprache wird ständig missbraucht. Man manipuliert durch die Sprache und wird durch die Sprache manipuliert. Aber Sprachen sind unglaublich schlag-, riss- und dehnsicher. Sie sind wie eine Stadt: Egal welche Monsterhäuser gebaut werden, die Stadt wird sie an sich anpassen, wie Paris den Eiffelturm, der vielen einst als nicht wieder gut zu machende Verunstaltung erschien. Die Sprache selbst leistet Widerstand und hat eine erstaunliche Fähigkeit, sich zu regenerieren, ähnlich wie Dante eine wiedergewonnene Kraft beschreibt: »Wie Blümlein, die vom Nachtfrost gebeugt und verschlossen waren und nun von der Sonne beleuchtet sich alle wieder öffnen und auf ihrem Stängel aufrichten« (übersetzt von Hartmut Köhler). Heute wage ich zu behaupten, dass das Wort »Leningrad«, das an sich ein Verbrechen gegen meine Heimatstadt ist, die St. Petersburg heißt, im Laufe der Zeit jegliche Spuren des Namens »Lenin« verloren hatte, und ich sage ruhig »Leningrad«, wenn ich über meine Kindheit und Jugend spreche, genauso, wie ich »Petrograd« sage, wenn von der Zeit die Rede ist, in der man die Stadt so umgetauft hatte, um während des Ersten Weltkrieges keine Hauptstadt mit deutschem Namen zu haben.

Jedoch muss man auch selbst aufpassen. Dichtung ist auch dazu da, die Unabhängigkeit der Sprache zu bewahren. Die heutige russische Literatursprache ist relativ jung. Der Heros ihres Gründungsmythos' ist Alexander Puschkin, der Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Französischen aufgewachsen ist, ähnlich wie Nabokov am Jahrhundertende mit dem Englischen. Natürlich hatte das Russische bereits eine spannende Geschichte und eine wunderbare Literatur. Puschkin hatte sie schon als ein perfektes Instrument bekommen, das er weiter geschliffen hat, wie wir es alle nach unseren Kräften zu machen versuchen.

Michail Lomonossow, der Heros des Gründungsmythos' aller russischen Wissenschaften und Verfasser der ersten russischen Grammatik und Rhetorik, brachte im 18. Jahrhundert aus der Märchenstadt Marburg, wo er ein zwar fleißiger, aber auch gerne feiernder Student gewesen war (oh glückliche Zeiten vor »Bologna«!), den syllabotonischen Versbau nach Russland und eröffnete die russische Poesie, wie sie heute ist. Davor waren russische Verse syllabisch, wie sie im Italienischen, Französischen oder Polnischen sind. Das heißt, der Deutsche und der Russe zählen Versfüße, während der Pole und der Franzose die Silben zählen. Lomonossow, Bauernsohn und »Renaissance-Persönlichkeit«, widmete der russischen Sprache eine beeindruckende Huldigung: »Karl V., der römische Kaiser, sagte, dass man mit Gott am liebsten Spanisch, mit Freunden Französisch, mit Feinden Deutsch, mit Frauen Italienisch sprechen sollte. Aber hätte er die russische Sprache gekannt, dann hätte er hinzugefügt, dass man sie mit all denen sprechen kann, denn es gibt in ihr die Pracht des Spanischen, die Bildlichkeit des Französischen, die Kraft des Deutschen und die Zärtlichkeit des Italienischen und dazu noch die Üppigkeit und ausdrucksvolle Lakonie des Griechischen und des Latein.« Mich fasziniert dieses Zitat, obwohl ich der Meinung bin, dass jede Sprache vollkommen ist und alle Ausdrucksmöglichkeiten besitzt, die es nur geben kann; dass wir es sind, die etwas können oder nicht können. Aber Dichter kann nur derjenige sein, der in die Sprache, in der er schreibt, verliebt ist. Ich meine, wirklich verliebt, bis zur Ohnmacht, so, dass die Gedanken immer wieder zum Objekt der Begierde zurückkehren. Ich schreibe in zwei Sprachen und bin in beide verliebt. ::

VON MERIDIAN ZU MERIDIAN

Für Adel Karasholi zum 80. Geburtstag

Von Volker Braun

Im Sommer ’89 sahen wir uns an der Autobahnraststätte Frankenwald vor der deutsch-deutschen Grenze, in einem gläsernen Brückenbau über der Transitstrecke, und schauten nach Süden und Norden, Westen und Osten, der, wußten wir, Westen werden würde. Die Brücke war ein Restaurant, ein Freßraum über dem Verkehr, und führte nicht weiter, nirgend hin. Der Reisende mit zwei Pässen der Poesie würde bald, in an-Niffaris Ton, sein Gedicht DIE BRÜCKE schreiben, in dem es um eine Synthese geht, »wie ich sie immer angestrebt habe«, eine Unität, »die liebend gestaltet werden sollte«, nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern zwischen Kultur und Kultur, wie er es als Liebender und Dichtender wagte.

Wenige Jahre später blickten wir vom Djebel Kassioun in das Oasental, fünftausendjährige Zivilisation, über die der Zement einer Steinzeit wächst. Die SEIDE VON DAMASKUS auf dem globalen Basar. Hier bei den Seinen zeigte der Erstgeborne seine angestammte Statur, gebietend, sorgend, feilschend und grüßend mit Hallo. Als er die Stadt, vor Verhaftung gewarnt, verließ, hatte sie 300 000, jetzt zwei Millionen Bewohner, und doch lief er in Leipzig, *daheim in der Fremde*, mehr Gefahr, seit der Fremdenhaß grölend auftrat. Er beschloß, mit seinen vier Brüdern auf dem Grundstück des Vaters ein Haus zu bauen. Es könnte gut sein, wenn der Refugier ein Refugium hat. Er ahnte noch nicht, daß er bald an den Bildschirm gebannt ins Herz des Taifuns starrt.

Jahrzehnte zurück trafen wir am Bahnhof Zoo aufeinander, und der stille Freund, der syrische Sachse berichtete von seinem Manuskript MERIDIANE. Ich riet zu einem mehr metaphorischen Titel, wir verabschiedeten uns auf unsre Art, und als er aus dem Zug stieg, meldete er die Lösung: UMARMUNG DER MERIDIANE. Der Band enthielt ein adressiertes Gedicht: GEGEN DIE CHAOTISCHE WELT; und es war noch eine halbwegs geordnete, halbwegs bewohnbare Welt und Arabien noch nicht ins »konstruktive Chaos« gestoßen. Noch gar nicht daran zu denken, daß die Dämme des Euphrat zerbombt, die Brücken der Wadis zerbrochen sind. Und sein Vers *Wenn Damaskus nicht wäre* war noch heiter, mit Rührung zu lesen; nun steht er erschreckend da wie ein Epitaph, sein Vermächtnis. ::

FÜR ADEL KARASHOLI

Ölbaum, freundlicher, heller, neben den knochigen
Eichen;
Wurzeln fernher; das Geäst aber umarmt sich im
Wind.

Bist du, Dichter, unter den Deutschen daheim in der
Fremde:
Sind wir Deutschen mit dir auch nicht mehr Fremde
daheim.

bücher

— Auswahl —

:: **Der Würfelspieler von Mahmoud Darwish**. Nachdichtung. A 1 Verlag, München 2009

:: **»wo du warst und wo du bist«**. Nachdichtungen arabischer Gedichte des palästinensischen Dichters Mahmoud Darwish. A 1 Verlag, München 2004

:: **Also sprach Abdulla**. Gedichte. A 1 Verlag, München 1995

:: **Wenn Damaskus nicht wäre**. Gedichte. A 1 Verlag, München 1992

:: **Daheim in der Fremde**. Gedichte mit Holzschnitten von Wolfgang Mattheuer. Mitteldeutscher Verlag, Halle / Leipzig 1984

:: **Umarmung der Meridiane**. Gedichte. Mitteldeutscher Verlag, Halle / Leipzig 1978

:: **Wie Seide aus Damaskus**. Gedichte (dt. Nachdichtungen von Rainer Kirsch, Heinz Kahlau und Klaus Steinhaußen). Verlag Volk und Welt, Berlin 1968

DAMASKUS

Vor unserm Blick verdorrte die Oase
Mit allen Bäumchen zu Beton
Auf den sich dröhnend der Verkehr goß
Aus einer fürchterlichen Quelle:
O Gott verdammt, nun wird es eine Welt
WIE IM WESTEN ALSO AUCH AUF ERDEN
Wollt ihr das. – Adel Suleiman
Hob sich vom Sitz, ein Kapitell, Ziegen
Auf dem Dach antiker Lagerhallen
Und zog mich durchs Gewirre nackter
Elektrokabel in ein Badehaus.
Ich hockte in der ältesten der Kuppeln
Vor einem Steinfaß. DAS HIER WAR DER BOTTICH
IBN ARABIS! sprach der Badeherr
(Ich glich ihm mit dem Lendentuch)
Und goß die heiß und kalte Brühe auf mich
Und preßte meinen Arm mit einem hart-
Behaarten Handschuh, all das tote Blut
Abwärts drängelnd in die Fingerspitzen.
Die drückte er schmerzhaft (etwas wie ein
Guten Tag auf eine feste Weise
Die ich ertrug), und weg ihn werfend, griff er
Den andern Arm, um jedes Quentchen feilschend
Als hätt ichs abzulassen. DER DA
Grinste Adel, WAR BEI DER STASI DIESES STAATS
UND WARNTE MICH VOR SICH. Ein dritter
Arm schäumte meinen Leib ab, auf den Fliesen
Naß und besudelt die Gedanken
Die sich auflösten und in Pfützen sammelten
Neben den Zehen, seit Jahrhunderten.
Bis man mich eingemummt auf eine Bank setzte
Auf der ich nur, von Mann zu Mann gesagt
Irgend wen vermißte, welche irgend
Wo wartet auf die Weichgewordenen.
Jetzt kam der Tee, ein Minzenduft
Der von dieser Welt war
Und auf die Lippen lief. In kleinen Schlucken
Durchfuhr es mich, das will dein Leben nicht:
Nicht für geschenkt. ES IST DIR UNBENOMMEN.

Da war ich in Damaskus angekommen

1994. Aus: *Auf die schönen Possen*, Suhrkamp Verlag

Schriftstellerin, Dramatikerin, Schauspielerin, Regisseurin, Tänzerin und Sängerin

Emine Sevgi Özdamar zum 70. Geburtstag

Von Karl Esselborn

1991 erhielt in Klagenfurt überraschend die türkisch-deutsche Autorin Emine Sevgi Özdamar den Ingeborg-Bachmann-Preis für eine Lesung aus ihrem ersten Roman *Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, aus einer kam ich rein, aus der anderen ging ich raus* (1992). Damit bekam die Literatur türkischer Migranten in Deutschland plötzlich ein neues Gesicht und erregte in der deutschen Literaturszene ein allgemeines öffentliches Interesse wie nie zuvor. Denn hier vertrat eine im Theater- und Kunstbetrieb bereits etablierte Theater- und Filmschauspielerin, Regisseurin und Autorin von türkisch-deutschen Stücken eine ganz andere, freie und moderne Einstellung zur mehrkulturellen Herkunft und Entwicklung und zugleich zu einer transkulturellen »hybriden« Sprache.

Özdamars zunehmende Präsenz im Literatur- und Kunstbetrieb belegen zahlreiche weitere Preise – wie 1999 der Adelbert-von-Chamisso-Preis für ihren im Jahr zuvor erschienenen Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* – und weitere literarische Auszeichnungen, Stipendien oder Poetikdozenturen; 2007 wurde sie in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen.

Dem ersten literarischen Erfolg war eine ungewöhnliche, sehr freie Entwicklung der Schauspielerin und Autorin im mehrkulturellen türkischen wie deutschen Umfeld vorausgegangen, die zum zentralen Thema ihrer stark autobiografisch inspirierten, erfolgreichen (auch ins Türkische und andere Sprachen übersetzten) drei Romane wurde; Kiepenheuer & Witsch hat sie 2006 in dem Sammelband *Sonne auf halben Weg: die Istanbul-Berlin-Trilogie* wieder neu herausgegeben. In *Das Leben ist eine Karawanserei* erzählt die Protagonistin von ihrer schwierigen Kindheit und Jugend in den 50er und 60er Jahren in Istanbul, Bursa und Ankara – in naivem Tonfall, aber komplexer wechselnder Sicht auf die zahllosen durchlaufenen Episoden. Während die Großmutter ländlich-traditionelle Einstellungen in Geschichten und Märchen, islamische Lebensweisheiten und abergläubische Praktiken weitergibt, versucht das eigenwillige Mädchen bald, seine eigenen Erfahrungen zu machen. Sie darf schon früh in der Schule und als Statistin auf der Theaterbühne spielen, denn sie möchte Schauspielerin werden. Die Jugendliche lernt die neue Zeit im Kino, durch amerikanische Cowboyfilme oder in Comicstrips, in Zeitungen und Büchern kennen, auch der politische Hintergrund nach dem Militärputsch von 1960 ist im Alltagsleben präsent. Als der Bruder ein Stipendium in der Schweiz bekommt, beschließt sie mit neunzehn Jahren, als Gastarbeiterin nach Deutschland zu gehen.

Sprachlich greift Özdamar bewusst in einem »Sprachdadaismus« weit über das literarische Deutsch hinaus, bezieht ständig (teils übersetzte) türkische Wörter und (wörtlich zitierte) Redewendungen und Passagen auch im Dialekt mit ein, ebenso islamisch-arabische Zitate, Gebetsfragmente oder religiöse Litaneien. Die sehr freie Sprachmischung und die ungewohnte Bildlichkeit lassen die Fremdheit der Szene anschaulich werden und ermöglichen so eine Begegnung des Lesers mit dem Fremden. Özdamar hat ihre besondere Einstellung zur »Muttersprache« (besser *Mutterzunge*, so der Titel eines Erzählbands) wie zum Deutschen in der Dankrede zum Chamisso-Preis »Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit« damit erklärt, dass die »Zunge« (dil), die im Türkischen auch »Sprache« bedeutet, keine Knochen habe und somit flexibel auch ins Deutsche zu drehen – zu übersetzen – sei. Ihr Wechsel aus dem nach dem Militärputsch von 1971 unfrei gewordenen Türkisch in die fremde Spra-

bücher

— Auswahl —

:: **Sonne auf halben Weg. Die Istanbul–Berlin–Trilogie**. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2006 (enthält die Romane **Das Leben ist eine Karawanserei**, 1992, **Die Brücke vom Goldenen Horn**, 1998, und **Seltsame Sterne starren zur Erde**. Wedding–Pankow 1976/77, 2003)

:: **Der Hof im Spiegel**. Erzählungen. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001

:: **Mutterzunge**. Erzählungen, Rotbuch, Berlin 1990

che gebe ihr »eine neue Zunge« und mache sie glücklich. Die Flexibilität des Sprachgebrauchs entspricht aber auch der Freiheit der Schauspielerin im Umgang mit den verschiedenen Rollen und Sprachen, die man übernehmen und am Ende der Vorstellung wieder ablegen kann. Beim Schreiben führen die Übersetzungen, Brüche, Übernahmen und Vermischungen der Sprachen und die bewusste sprachliche Erkundung des kulturellen Zwischenraums zwischen den Kulturen zu einer interkulturellen, hybriden Literatur ebenso wie zur Bildung einer komplexen, vielsprachigen Identität.

Der Wechsel und die Erweiterung der Sprache und Identität wird vor allem im zweiten Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* (1998) vorgeführt, in dem die Protagonistin 1965 als Gastarbeiterin in einem Frauenwohnheim in Westberlin zunächst ohne Deutschkenntnisse Erfahrungen mit der fremden, großstädtischen Umgebung macht. Sie begegnet dem linken türkischen Arbeiter- und Studentenverein und kann einen Blick auf das Ostberliner Theater und Bertolt Brecht werfen. Nach einem Deutschkurs wird sie Dolmetscherin, lebt von verschiedenen Arbeiten und besucht eine Theaterschule. Über einen Vertreter des SDS lernt sie das Umfeld der 1968er Bewegung kennen mit ihren Studentenprotesten, Demonstrationen gegen den Vietnam-Krieg, der »Kommune« und so weiter.

Nach Istanbul zurückgekehrt, erlebt sie auch dort die Auswirkungen der internationalen politischen Protestbewegungen. Während sie die Schauspielschule besucht und erste Rollen übernimmt, wird sie Mitglied der Arbeiterpartei, lernt einen linken Intellektuellenzirkel kennen und lebt in einer Kommune. Eine Reportage über die hungernden Bauern in Anatolien wird nach dem Militärputsch 1971 zum Anlass politischer Verfolgung, sie muss die Türkei verlassen.

In den Jahren 1976/77, der Zeit der RAF-Attentate bis zum »Deutschen Herbst«, lebt sie zugleich in Ost- und West-Berlin wie an zwei ganz unverbundenen Orten: Im Westen wohnt sie in einer Studenten-WG, wo sie ganz offen den freien chaotischen Lebensstil der linken experimentellen Szene ohne Konventionen und feste Beziehungen übernimmt. Zugleich fährt sie täglich nach Ost-Berlin, wo sie an der Volksbühne ein Engagement als Regieassistentin hat und mit Benno Besson arbeitet. Die Erfahrungen des dortigen Alltags, den Bühnenbetrieb und die literarische Szene notiert sie im »Tagebuch« des zweitens Teils von *Seltsame Sterne starren zur Erde* mit ausführlichen Notizen und Zeichnungen zu Inszenierungen, an denen sie immer stärker teilnimmt. Als Besson ans Theater nach Paris geht, folgt sie ihm und plant dort neben der Mitarbeit an französischen Inszenierungen ein wissenschaftliches Diplom.

Ihre weitere Karriere als Schauspielerin und Regieassistentin führt Özdamar zwischen 1979 und 1984 an das Bochumer Schauspielhaus unter der Intendanz von Claus Peymann, in dessen Auftrag auch ihr erstes eigenes türkisch-deutsches Theaterstück, »Karagöz in Alamania« entsteht, das sie 1986 am Frankfurter Schauspielhaus inszeniert. In den Jahren danach wird sie als Schauspielerin in Theater- und Operninszenierungen an weiteren deutschen wie auch französischen Bühnen sowie durch Hauptrollen in mehreren deutsch-türkischen Filmen (unter anderem in »Happy Birthday, Türke!«, »Yasemin«, »Reise in die Nacht«) bekannt.

Ihre Romane und die folgenden zahlreichen Preise und öffentlichen Aktivitäten in verschiedenen Ländern machten sie zu einer – inzwischen wieder in Berlin lebenden – erfolgreichen interkulturellen Schriftstellerin und Künstlerin, die im August ihren 70. Geburtstag feiern konnte. ::

Der Niemals-Mitläufer

Zum Gedenken an Imre Kertész (1929–2016)

Von Klaus Hübner

In der mittlerweile 32-jährigen Geschichte des Adelbert-von-Chamisso-Preises wurden lediglich drei herausragende Persönlichkeiten mit einer Ehrengabe ausgezeichnet. Eine davon war der 1929 in Budapest geborene Imre Kertész, den man für seine großartigen literarischen Werke, insbesondere für sein Opus Magnum *Roman eines Schicksallosen*, aber auch für seine Übersetzungen und seine Verdienste um die interkulturelle Vermittlung von Literatur im Jahr 2001 würdigte. Eine Entscheidung, die ein gutes Jahr früher getroffen wurde als die der Stockholmer Jury, die ihm 2002 den Nobelpreis für Literatur zusprach – was für Imre Kertész, wie er selbst sagte, eine »Glückskatastrophe« darstellte. Fast drei Viertel seines Lebens war dieser Mann ein nahezu Unbekannter gewesen. Mit Boulevardstücken und anderen Brotarbeiten finanzierte er, den man nach der Besetzung Ungarns durch deutsche Truppen im Sommer 1944 zusammen mit anderen ungarischen Juden in die Lager Auschwitz, Buchenwald und Tröglitz/Rehmsdorf bei Zeitz deportiert hatte, die schon 1960 begonnene Arbeit an seinem epochemachenden Manuskript *Sorstalanság*. Daneben finanzierte er sie mit Übersetzungen, auch von Werken Friedrich Nietzsches, Arthur Schnitzlers, Sigmund Freuds, Hugo von Hofmannsthals, Joseph Roths, Ludwig Wittgensteins, Elias Canettis oder Thomas Bernhards. Doch selbst in Ungarn, wo der *Roman eines Schicksallosen* nach etlichem Hin und Her 1975 erstmals veröffentlicht wurde, dauerte es Jahrzehnte, bis man seine Bedeutung erkannte.

Der Chamisso-Preisträger György Dalos sagt über Imre Kertész mit vollem Recht: »Er gehört jetzt schon zu den Klassikern«.

Doch die internationale Anerkennung dieses eminenten Literaten begann eigentlich erst mit den Übersetzungen seiner Texte ins Deutsche. Denn dass der *Roman eines Schicksallosen* zu den wichtigsten europäischen Dichtungen des 20. Jahrhundert gezählt werden muss, machten vor allem die 1990 (unter dem Titel *Mensch ohne Schicksal*) und 1996 – in der herausragenden Übertragung durch Christina Viragh – erschienenen deutschen Versionen dieses zutiefst erschütternden Werks über im Grunde sprachlich nicht vermittelbare Erfahrungen nachdrücklich deutlich. Geschrieben aus der »Unschuldsperspektive eines ungarischen Jugendlichen« namens Gyuri Köves, lässt sich der Roman, wie der frühere Chamisso-Juror Gregor Dotzauer formuliert hat, »mit Haut und Haar auf die innere Logik des Konzentrationslagers« ein. Der Ich-Erzähler passt sich der Schreckenslogik, mit der er nach der Deportation konfrontiert wird, zutraulich und bisweilen sogar hoffnungsfroh an. Dass er auch seiner eigenen Vernichtung zustimmt, setzt nicht nur die gewohnte Mechanik von Täter und Opfer außer Kraft, sondern leitet ihn zu etwas hin, das in dieser Umgebung absolut undenkbar scheint – zu einer ganz besonderen, vollkommen absurden Art von Glück. Das war, in dieser Konsequenz und Glaubwürdigkeit, neu in der Literatur, die es bis dahin zum Thema »KZ-Erfahrungen« gegeben hatte. Vor allem war es der Verzicht auf schlichte moralische Entrüstung, auf wohlfeiles Selbstmitleid und auf alle Arten eines vermeintlich historisch durchblickenden Darüberstehens, der diese Geschichte so ungeheuer verstörend wirken lässt – hier geht ein KZ-Überlebender auf äußerst radikale, zuvor noch nie so formulierte Art und Weise mit sich selbst ins Gericht. Wobei es sich, und das ist entscheidend, beim *Roman eines Schicksallosen* wie bei anderen Werken dieses Dichters immer um »Autofiktionen« handelt – ein Schlüsselbegriff seines künstlerischen Selbstverständnisses, der auch das tiefe Misstrauen gegenüber der Verlässlichkeit von Sprache einschließt, ein Misstrauen, das seine Dichtung zu einer Literatur der Moderne macht. »In der Literatur regiert die Sprache, und die Sprache hat Gesetze, und diese Gesetze darf man nicht verletzen. Denn dann geht man aus der

Literatur. Eine Romanfigur ist in der Sprache, ist kein wirklicher Mensch. Ich kann als Romanfigur nur so handeln, wie die Gesetze der Sprache es erlauben. Das geht: ironisch. Aber das ist ein Trick. Der Roman ist ein Trick, kein Leben.«

Imre Kertész hat stets versucht, sich am Beispiel der eigenen Person so klar und schonungslos wie möglich Rechenschaft abzulegen über die »transzendentale Obdachlosigkeit«, die metaphysische und spirituelle Verlorenheit des Menschen in der Massengesellschaft seiner Epoche. Vereinnahmen lassen hat er sich nie und von niemandem. Sein Thema ist nichts Geringeres als die berüchtigte, berühmte und vielbeschworene Conditio humana, und in diesem Kontext wurde ihm »Auschwitz« zur universalen Metapher menschlicher Erfahrung überhaupt – »Auschwitz« als Endstation des abendländischen Humanismus und als Nullpunkt aller Kunst und Moral. »Gott hat die Welt erschaffen, der Mensch hat Auschwitz erschaffen«, heißt es in seinem Romantagebuch *Ich – ein anderer*. »Auschwitz« war für Imre Kertész kein unerklärliches Unglück, kein wenn auch noch so extremer Fehler, sondern das immanente und konsequente Resultat der europäischen Kultur. Anders gesagt: »Auschwitz«, das sind wir. Und mehrfach hat der Dichter später auf einem Satz bestanden, den gewiss nicht jeder hören wollte: »Seit Auschwitz ist nichts geschehen, das Auschwitz widerlegt hätte.«

Imre Kertész, der mit Kierkegaard, Camus, Cioran und Beckett die Schule der Negativität durchlaufen hat und dem Franz Kafka neben Jean Améry der wohl wichtigste moralische und literarische Ahnherr war, hat nicht nur den *Roman eines Schicksallosen* geschrieben. Unter seinen zahlreichen Büchern – in deutschen Übersetzungen sind fast alle im Rowohlt Verlag erhältlich – sind bekannte und immer wieder neu gelesene Werke wie *Fiasko*, *Letzte Einkehr*, *Galeerentagebuch* oder *Liquidation*. Und sein ungeheuer ergreifendes Buch *Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*, ein in der Form des jüdischen Totengebets (Kaddisch) gehaltener Monolog eines Schriftstellers und Holocaust-Überlebenden, der »nach Auschwitz« kein neues Leben mehr in eine Welt setzen möchte, die die Existenz der Vernichtungslager zugelassen hat. Vor kurzem sind die Aufzeichnungen der Jahre 1991 bis 2001 unter dem Titel *Der Betrachter* auf Deutsch erschienen. Und doch hat sein Opus Magnum den inzwischen weltweit hoch angesehenen Literaten bis an sein Lebensende begleitet. Der *Roman eines Schicksallosen* wurde in 65 Sprachen übersetzt und auch verfilmt. Das Werk des von 2002 bis 2012 überwiegend im Berliner Westen lebenden Autors wird längst intensiv erforscht, wozu es an der Berliner Akademie der Künste seit 2012 ein Imre-Kertész-Archiv gibt, in dem Manuskripte seiner Bücher, Korrespondenzen und andere Materialien eingesehen werden können.

Vor vier Jahren veranlasste eine schwere Parkinson-Erkrankung, die er nicht versteckte, Imre Kertész, sich nach Budapest zurückzuziehen, selbst wenn er ein nicht gerade einfaches Verhältnis zu seinem Herkunftsland hatte. Vielleicht kam auch eine gewisse Alterssehnsucht nach Heimatlichem mit dazu. Er starb am 31. März 2016 in seiner Geburtsstadt. Sein großer Landsmann Péter Esterházy – der Herausgeber der wunderbaren Anthologie *Lichterfeste, Schattenspiele. Chamisso-Preisträger erzählen* (2009), dessen eigenes Leben nach nur 66 Jahren am 14. Juli 2016 zu Ende ging – hatte in seinem Nachruf auf Imre Kertész geschrieben: »Sein Leben, sein Tod, sein Werk setzten sich aus Neins zusammen … Aus dem Schmerz und aus der Radikalität seiner Beziehung zum Schmerz entstand Kertész' Kunst.« Die literarische Welt, und nicht nur sie, verneigt sich vor seiner Lebensleistung. Und vor seiner Person. Mit den Worten des Büchnerpreisträgers Durs Grünbein: »Dieser grundanständige Mann war der existentielle Außenseiter per se … Ein Niemals-Mitläufer, Verächter sämtlicher Ideologien, einer der größten Morallehrer meiner Zeit, ein echtes Vorbild fürs Leben.« ::

Viele Kulturen – eine Sprache

Benannt ist der Preis nach dem Schriftsteller und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838). Er wurde in Frankreich geboren und zog in den Wirren der Französischen Revolution mit seiner Familie nach Berlin. Von dort unternahm er seine Weltreisen und entwickelte sich gleichzeitig zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit. Sein bekanntestes Werk, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, wurde 1814 veröffentlicht.

Seit 1985 ehrt die Robert Bosch Stiftung herausragende, auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache.
Die Auszeichnung wird jährlich im Rahmen einer Festveranstaltung in München vorgenommen.

Die Preisträger werden von einer Jury ausgewählt. Aktuell wirken in der Jury mit: Dr. Wolfgang Herles, Michael Krüger, Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann, Dr. Wiebke Porombka, Denis Scheck, Dr. Insa Wilke und Feridun Zaimoglu.

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

1985 Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)
1986 Ota Filip
1987 Franco Biondi
Gino Chiellino
1988 Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)
1989 Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)
1990 Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)
1991 Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)
1992 Adel Karasholi
Galsan Tschinag
1993 Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)
1994 Dante Andrea Franzetti †
Dragica Rajčić (Förderpreis)
1995 György Dalos
László Csiba (Förderpreis)
1996 Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)
1997 Güney Dal
José F. A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe) †
1998 Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)
1999 Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdogan (Förderpreis)
2000 Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †
2001 Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe) †
2002 SAID
Catalin Dorian Florescu (Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)
2003 Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)

2004 Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)
2005 Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)
2006 Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)
2007 Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)
2008 Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)
2009 Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta (Förderpreis)
2010 Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)
2011 Jean Krier †
Olga Martynova (Förderpreis)
Nicol Ljubić (Förderpreis)
2012 Michael Stavarič
Akos Doma (Förderpreis)
Ilir Ferra (Förderpreis)
2013 Marjana Gaponenko
Matthias Nawrat (Förderpreis)
Anila Wilms (Förderpreis)
2014 Ann Cotten
Dana Ranga (Förderpreis)
Nellja Veremej (Förderpreis)
2015 Sherko Fatah
Olga Grjasnowa (Förderpreis)
Martin Kordić (Förderpreis)
2016 Esther Kinsky
Uljana Wolf

Neue Bücher

Vor dem jüngsten Krieg

Mit Esther Kinsky auf der Krim

Das auf den Roman *Am Fluß* (2014) folgende Buch der 1956 im Bergischen Land geborenen Berliner Autorin und Chamisso-Preisträgerin, das sie zusammen mit ihrem verstorbenen Lebensgefährten Martin Chalmers verfasst hat und das ohne Gattungsbezeichnung auskommt, kann man als gänzlich unsentimentales Protokoll einer Poesiewerdung des Fremden bezeichnen. Ungewöhnlich daran ist nicht nur die hellwach-präzise und zugleich behutsame Sprache, sondern auch die durchdachte Struktur dieser Prosa – Kinsky- und Chalmers-Passagen wechseln einander ab, und als Dritter kommt der britische Reiseschriftsteller und Diplomat Laurence Oliphant (1829–1888) hinzu, aus dessen Schrift *The Russian Shores and the Black Sea* ausgiebig zitiert wird. Ungewöhnlich auch der Schauplatz: der Osten der ins Schwarze Meer ragenden Halbinsel Krim – eine dem gebildeten Europa seit der Antike bekannte, mythenumwobene, wilde und konfliktreiche Gegend. Lange schon streiten sich Russland und die Ukraine um die Krim; Kinsky und Chalmers waren noch vor dem jüngsten Krieg dort. Von Pauschaltouristen unterscheidet sie – einfach alles. Genau das macht ihren Bericht so lesenswert.

Verwahrlosung, Kitsch, Grobheit, Trostlosigkeit – wer in Kiew landet, nach Simferopol fliegt und dann im Taxi weiterfährt in ein kleines, unspektakuläres Kaff mit dem aparten Namen »Kurortne«, der hat schon vor Ankunft einiges erlebt. Marktplatz und Strandpromenade scheinen verlassen, bis auf wenige herumlungernde Biertrinker. Unübersehbar: die Pferde. Und die vielen »Streunerhunde«. Die Felsen des Karadag-Massivs im Osten wirken eher bedrohlich. Nichts los? »Man blickt, man sieht, man schreibt etwas auf«, denn um eine illusionslose, das Fremde nicht vereinnahmende, manchmal durch Exkurse in Kunst oder Geschichte überraschende Mitschrift der Landschaft geht es Esther Kinsky und Martin Chalmers. Und siehe da: Ein Sog entsteht. Man will gar nicht aufhören mit dem Lesen. Große Sprachkunst – gemacht aus einem nur scheinbaren Nichts.

Esther Kinsky und Martin Chalmers, Karadag Oktober 13. Aufzeichnungen von der kalten Krim. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2015. 221 Seiten, 19,90 Euro

Mehrheimisch

Fremdsein mit Francesco Micieli

Die fünf Vorträge, die der in Bern lebende Chamisso-Förderpreisträger Anfang 2011 am Mitteleuropa-Zentrum der Technischen Universität Dresden gehalten hat, sind endlich in Buchform erschienen. Micieli hat mindestens fünf Muttersprachen – Italo-Albanisch, Kalabresisch, Italienisch, Berndeutsch und Schriftdeutsch, und eigentlich gehört das Französische auch noch mit dazu. »Der Zweifel kommt, wenn man gezwungen ist, eine Sprache aufzugeben, um in eine andere zu wechseln.«

1965 holten die Eltern den neunjährigen Francesco nach Lützelflüh im Emmental. Bald wurde ihm klar: »Das Fremde sind wir selbst«. Und weil er früh fremd geworden ist auf dieser Welt, ist er Schriftsteller geworden. »Mein ›Ich‹ ist in den Sprachen und mein Fremdsein in der Kultur. Für dieses Gefühl habe ich das Wort mehrheimisch geprägt, das in bewusstem Gegensatz zu einheimisch steht.« Zur Grundlage seiner Literatur und seines öffentlichen Wirkens wurde die Maxime: Jeder Mensch hat das Recht, »fremd zu sein und darin respektiert zu werden«.

Wurzeln gibt es demnach in Micielis Schreiben keine – sein »Ich« ist ein ewiger Gast: »Bei jedem leeren Blatt anklopfen, das Schreiben neu entdecken.« Wobei es immer darum geht, Menschen eine Stimme zu geben, »die sich zufällig in einem Land, einem Ort gefunden haben, weil sie daheim keine Arbeit hatten, oder weil andere Gründe sie dazu getrieben haben, ihre Heimat zu verlassen«. Wenn das nicht höchst aktuell ist.

Wegen dieser ganz auf das Phänomen der Fremdheit, der Geworfenheit des Menschen konzentrierten Überlegungen und Formulierungen sind Micielis Vorlesungen viele Leser zu wünschen. Die stets beliebten »Einblicke in die Werkstatt«, die man von diesem Literaturgenre erwartet, gibt es kostenlos dazu. Francesco Micieli spricht auch über die Lektüren, die ihn beeinflusst und angeregt haben, und da tut sich ein weltumspannender geistiger Horizont auf. Adelbert von Chamisso, der auch mit dazugehört, würde sich über dieses Buch mit Sicherheit freuen!

Francesco Micieli, Der lachende Zahn meiner Großmutter. Dresdner Poetikvorlesungen. Mit einem Beitrag von Walter Schmitz, einer Zeittafel und einer Bibliographie. Thelem Verlag, Dresden 2015. 127 Seiten, 12,90 Euro

Neuerscheinungen

:: **Marica Bodrožić**, *Das Wasser unserer Träume*. Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2016
:: **Gino Chiellino**, *Der Engelfotograf*. Roman. Folio Verlag, Wien/Bozen 2016
:: **Akos Doma**, *Der Weg der Wünsche*. Roman. Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2016
:: **Que Du Luu**, *Im Jahr des Affen*. Carlsen Verlag, Hamburg, 2016
:: **Zsuzsanna Gahse**, *Helmut Heißenbüttel – Weit vorne*. 12. Juni 2016. Verlag Ulrich Keicher, Warmbronn 2016
:: **Imre Kertész**, *Der Betrachter. Aufzeichnungen 1991–2001*. Aus dem Ungarischen von Heike Flemming und Lacy Kornitzer. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2016
:: **Esther Kinsky**, *Am kalten Hang viagg'invernal*. Mit Illustrationen von Christian Thanhäuser. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2016
:: **Olga Martynova**, *Der Engelherd*. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2016
:: **Francesco Micieli**, *Hundert Tage mit meiner Grossmutter*. Erzählung. Zytglogge Verlag, Basel 2016
:: **Terézia Mora**, *Die Liebe unter Aliens*. Erzählungen. Luchterhand Literaturverlag, München 2016
:: **Aras Ören**, *Wir neuen Europäer*. Ein Lesebuch. Hrsg. von Sophie Fahrenholz. Verbrecher Verlag, Berlin 2016
:: *Emine Sevgi Özdamar*. Text + Kritik Heft 211. Hrsg. von Yasemin Dayioglu-Yücel und Ortrud Gutjahr. Edition Text + Kritik im Richard Boorberg Verlag, München 2016
:: **Ilma Rakusa**, *Langsames Licht*. Gedichte. Mit einem Nachwort von Aleš Šteger. Droschl Verlag, Graz 2016
:: Dies., *Listen, Litaneien, Loops – zwischen poetischer Anrufung und Inventur* (Münchner Reden zur Poesie). Stiftung Lyrik Kabinett, München 2016
:: **SAID**, *auf der suche nach dem licht*. Gedichte. Buchverlag Peter Hellmund, Würzburg 2016
:: **Yoko Tawada**, *Ein Balkonplatz für flüchtige Abende*. Roman
:: Dies., *akzentfrei. Literarische Essays*. Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, Tübingen 2016
:: **Galsan Tschinag**, *Liebesgedichte*. Unionsverlag, Zürich 2016

Auszeichnungen

:: **Sherko Fatah** ist der neue Stadtschreiber von Bergen 2016/17 und bekommt außer dem Wohnrecht im Stadtschreiberhaus ein Preisgeld von 20 000 Euro. Die Verleihung inklusive Schlüsselübergabe, Fest-, Antritts- und Abschiedsrede erfolgte am 2. September im Rahmen des Volksfestes Berger Markt.
:: **Saša Stanišić** wurde am 25. September zum Abschluss des Rheingau-Literatur-Festivals auf Burg Schwarzenstein für seinen Erzählband *Fallensteller* mit dem Rheingau-Literaturpreis 2016 ausgezeichnet, der aus 11 111 Euro und 111 Flaschen dort gewachsenem Weins besteht.
:: Der Spycher-Literaturpreis ging in diesem Jahr an **Abbas Khider**, dessen Roman *Die Ohrfeige* im Frühjahr erschien. Der Preis ist mit einer Geldsumme und dem Anspruch auf mehrere Aufenthalte in Leuk dotiert, die dort entstehenden Texte werden in der Edition Spycher im Zürcher Dörlemann Verlag publiziert.
:: Für ihren Roman *Im Jahr des Affen* wird **Que Du Luu** mit dem Nachwuchspreis für deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur 2016 geehrt, den die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur in Volkach vergibt. Dort wird die mit 1500 Euro dotierte Auszeichnung am 18. November überreicht.
:: **Yoko Tawada** erhält am 20. November in Berlin den mit 20 000 Euro dotierten Kleist-Preis 2016 der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft. Im Sommersemester 2016 war sie Gast der Mainzer Poetikdozentur und hielt dort einen öffentlichen Workshop und einen Vortrag.

Neuigkeiten

:: Auf der Frankfurter Buchmesse präsentiert sich am 20. Oktober die Chamisso-Förderpreisträgerin **Sudabeh Mohafez**, die aus ihrem neuen Buch *Kitsune* liest und sich mit José F. A. Oliver unterhält. Am 21. Oktober stellt Ina Brendel-Perpina den Autor **Michael Stavarič** und die Illustratorin Ulrike Möltgen mit ihrem Kinderbuch *Milli Hasenfuß* vor. Die Lesungen und Gespräche finden jeweils um 15 Uhr am ARTE-Stand statt.

Grenzgänger gesucht

Gesucht werden Autoren, Fotografen, Filmemacher, die einen eigenen Blick wagen, Informationen aus erster Hand sammeln und authentische Orte besuchen wollen.

Die Veröffentlichungen sollen ein breites Publikum erreichen können, zu Diskussionen anregen und mehr Verständnis für andere Kulturen wecken. Gefördert werden Belletristik und essayistische Prosa, Fototextbände, Kinder- und Jugendbücher, aber auch Drehbücher für Dokumentar- und Spielfilme und Hörfunkbeiträge. Bewerbungen von Newcomern und renommierten Autoren sind gleichermaßen willkommen.

Wer eine deutschsprachige Veröffentlichung plant und sich auf Recherche begeben möchte, kann sich um Förderung bewerben.

Grenzgänger Europa und seine Nachbarn
Recherche in den Ländern Mittel-, Ost- und Südosteuropas sowie Nordafrikas.
Nähere Informationen und den Link zum Bewerbungsformular finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger
Bewerbungstermine:
jährlich 31. März und 31. Oktober

Grenzgänger China – Deutschland
Nähere Informationen und den Link zum Bewerbungsformular finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger_china
nächster Bewerbungstermin: 31. März

Kontakt:
Mandy Seidler
Literarisches Colloquium Berlin e.V.
Am Sandwerder 5, 14109 Berlin
Telefon 030/81 69 96 63, seidler@lcb.de

lcb

Robert Bosch Stiftung

Foto: Deutsches Literaturarchiv Marbach